

Wie ich meinen vermißten Sohn suchte und fand

Mitte Mai 1915 schrieb ein Krieger aus Donauwörth – der nun auch am 9. Mai 1916 im Westen gefallen ist – aus Galizien an seine Eltern: „Als wir am 10. Mai nachts auf dem Marsche an der 4. Kompanie unseres Regiments vorbei kamen und ich nach meinem Donauwörther Kameraden fragte, hieß es: Am 8. Mai ist Sepp bei Trezesniów gefallen, Bertel durch einen Bauchschuß schwer verletzt worden.“ Der Vater des betreffenden Kriegers ließ mich den Brief lesen. Er war mir wie ein Blitz und Donnerschlag aus heiterem Himmel. Die Todesnachricht des Jugendfreundes meines Sohnes, der so manche Schilderung seiner Kriegserlebnisse frohmütig erzählte, und damit für sich und seine Kameraden allgemeine Sympathien erweckte, hatte mich tief ergriffen, und sofort stieg in mir die bange Befürchtung auf, auch meinen Sohn, der stets, wie Kastor bei Pollux, an seiner Seite war, könnte das gleiche Los getroffen haben.

Es war eine traurige Botschaft, die ich selbst von bangen Ahnungen beunruhigt und nicht wenig aufgeregt, am 20. Mai dem Vater des Gefallenen, Joseph Schmidinger überbringen sollte. Schon meine äußere Unruhe verriet ihm den Unglücksboten. Wie ich meine schwere Aufgabe erfüllt, vermag ich hier nicht zu schildern. Aber unsägliches Weh sah ich in der Redaktionsstube, aus der schon so viel Trost für Kummer und Leid in die Welt hinaus ging. Des Freundes Tod bestätigte sich bald. Auch daß Bertel verwundet sei, schien richtig zu sein. Schon am 26. Mai meldete beides Freund Fritz Hartmann, der dritte im Bunde, und am 27. Mai erwähnt der Hauptmann in seinem Beileidsschreiben an die Familie Schmidinger, daß Josephs Busenfreund Bertold verwundet sei. Auch kamen nach und nach die von uns abgesandten Karten und Briefe zurück mit dem Vermerk: Am 8. Mai verwundet.

Da wir aber bis 6. Juni von Bertel selbst gar nichts hörten, auch keine Meldung von irgend einem Lazarett eintraf, so wurden wir allmählich unruhig und ich fragte bei seinem Hauptmann, seinem Feldwebel, sowie beim Nachweisebüro des bayerischen Kriegsministeriums nach. Beim Kriegsministerium aber war bis dahin noch nichts bekannt. Noch zweifelten wir nicht an der Tatsache seiner Verwundung, dachten aber nicht daran, daß er gefallen sein könnte. Am 11. Juni war der Gedächtnisgottesdienst für Joseph Schmidinger. Auf die Schleife des Kranzes, den ich in Bertels Namen

dem jungen Helden widmete, ließ ich die Worte drucken: „Dem treuen Freund und Kameraden – der verwundete Bertel.“

Erfolglose Nachforschungen

Inzwischen war die Verlustliste des Regiments beim Kriegsministerium eingetroffen. Durch gütige Vermittlung eines Stabsoffiziers erhielt ich sofort unterm 11. Juni die Mitteilung, Bertel sei am 8. Mai 1915 bei Trezesniów durch Bauchschuß (Infanteriegeschuß) verwundet worden war. Über die Aufnahme in ein Lazarett liege bis jetzt noch keine Meldung vor.

Sehnsüchtig hatten wir bis jetzt auf eine Nachricht von Bertel selbst gewartet. Auf jede Post schauten wir, ja, die Mutter konnte den Briefträger nicht mehr erwarten, sie schickte ihm das Dienstmädchen oder lief sie ihm selbst entgegen. Aber alle Ungeduld half nichts. Ich schrieb ans Rote Kreuz in Wien und Budapest, an die Gemeindebehörden von Krosno und Rymanow, in deren Nähe das Dorf Trzesniów liegt. Ich befragte einen befreundeten General um Rat. Aber hier war guter Rat auch für den Fachmann schwer.

Am 20. Juni kam ein Brief vom Feldwebel. Die Kompanie weiß nur, daß Bertel verwundet wurde. Zu seinem Nebenmann sagte er: „Jetzt bin ich am Bauch verwundet.“ In meinem Tagebuch bemerkte ich damals: „Die Wahrscheinlichkeit, daß Bertel seiner Verwundung erlegen ist, wird immer größer. Vielleicht liegt er im nämlichen Grab wie Schmidinger. Wir werden ihn wohl nicht mehr sehen!“ – Eine Anfrage an den Bataillonsarzt brachte so wenig Aufklärung wie die an die Sanitätskompanie der betreffenden Division. Neue Hoffnung aber erweckte ein Brief von Freund Hartmann, der am 25. Juni uns erreichte. Hartmann, der inzwischen auch schon – bei Lemberg am 21. Juni – gefallen ist, schrieb, er habe am 9. Mai in aller Frühe, noch vor Beginn des Kampfes, den Verbandsplatz aufgesucht und dort nach Bertel gefragt. Man habe ihm geantwortet, dieser sei schon zurückgeschafft worden. An diese Mitteilung klammerte sich eine Zeit lang unsere ganze Hoffnung. Aber sie erwies sich als trügerisch. Der Feldwebel teilte mir bald mit, er habe in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai selbst den Verbandsplatz besucht und dort nach Verwundeten seiner Kompanie gefragt. Von Bertel habe er nichts gesehen und gehört. Auch ein Kamerad namens Aschenbrenner schrieb, er sei am 9. Mai verwundet worden und auf den gleichen Verbandsplatz gekommen. Auch er habe Bertel nicht gesehen. Es seien noch alle Verwundeten vom 8. Mai dort gewesen. Nicht einer sei schon zurückgeschafft worden. Der hier vorliegende Widerspruch in den Aussagen lässt sich nur dadurch erklären, daß man annimmt, der

von Hartmann befragte Sanitäter habe, um Ruhe zu haben, den Frager mit der erwähnten Antwort kurzweg abgefertigt.

Auf den Rat von Bertls Hauptmann wandte ich mich nun an das Feldlazarett, das am 8. Mai in Rymanow war, sowie an die Etappenkommandantur der Armee Mackensen. Bei letzterer fragte ich an, ob in dem Verzeichnis der in den Massengräbern bei Trezesniów und Bukó Bestatteten nicht die Erkennungsmarke meines Sohnes sich befinde. Die Nummer hatte mir der Hauptmann mitgeteilt.

Es war inzwischen Juli geworden. Ich beschloß, meine Nachforschungen vor allem bei Kameraden meines Sohnes fortzusetzen. Wo ich hörte, daß einer sich befinde, fuhr ich hin oder ich erkundigte mich schriftlich. Auch zum Ersatzbataillon des Regiments begab ich mich. Hier traf ich einige Verwundete, die am 8. Mai dabei waren und meinen Sohn kannten. Doch ihre Aussagen waren unsicher und teilweise sich widersprechend. Der eine hatte gesehen, wie mein Sohn, von einer Kugel getroffen, erst im Kreise herum gedreht und dann zu Boden geworfen wurde. Ein anderer glaubte wahrgenommen zu haben, wie der Tornister Bertls, von einer Leuchtkugel getroffen, in Brand geraten sei. Ob es freilich wirklich mein Sohn gewesen, vermochte keiner bestimmt sagen. Ein dritter, dessen Gruppenführer Bertl war, hatte überhaupt nichts gesehen, obwohl er nur durch einen Mann von ihm getrennt war. Zu einem vierten, der während der Nacht die gefangenen Russen im Dorfe bewachte, kam ein Kamerad und sagte ihm, draußen vor dem Dorf liege der Schreiegg, der werde es bald aus machen.

Immerhin ging aus diesen Aussagen hervor, daß wir auf das Schlimmste gefaßt sein mußten. Aber da setzten wir unsere Hoffnungen auf die Erkennungsmarke. Wäre er tot, so hätte diese doch abgenommen und abgeliefert werden müssen. Aber nirgends war diese bis jetzt zum Vorschein gekommen. Auch von anderen Gegenständen, die der Vermißte bei sich hatte, fand sich nirgends etwas. Nicht Soldbuch, nicht Uhr, nicht Geldbörse, nicht Messer und Revolver. Auch Briefe und Karten von uns trug er sicher bei sich, wodurch seine Identität hätte festgestellt werden können. Da nichts von alledem abgeliefert worden war, konnte – so schloß besonders das zitternde Mutterherz – der Liebling nicht tot sein.

Da es hieß, der Sohn eines Stationsmeisters in einem nahen Dorfe sei in einem ungarischen Spital gestorben, fragte ich nach dem Namen des Spitals und schrieb sofort dahin, und dann noch an andere Städte Nord-Ungarns. Aber nirgends wußte man etwas von einem Kriegsfreiwilligen, Gefreiten Bertold Schreiegg.

Am 4. Juli kam eine Karte von Rymanów in Galizien in polnischer Sprache. Ich versuchte sie von polnischen Landarbeitern, die auf benachbarten Gütern beschäftigt waren, übersetzen zu lassen. Aber Lesen und Übersetzen waren gleich unzureichend. Ein hiesiger Herr, der viele Jahre in Polen gelebt hatte, brachte heraus, mein Sohn sei von Rymanów nach Krosno abgegangen und befinde sich in guter Genesung. Die Freude, die jetzt im Hause herrschte, war unbeschreiblich. Jubelnd verkündete mir unser Jüngster bei meiner Heimkehr die frohe Botschaft.

Auch ich teilte diese Freude. Doch nicht lange. Bald stiegen Zweifel in mir an der Richtigkeit der Übersetzung auf. Ich fragte mich: Wenn Bertl sich in guter Genesung befindet, warum schreibt er nicht an seine Eltern, warum läßt er nicht schreiben? Er weiß doch, wie besorgt wir zu Hause sind, kann sich gut vorstellen, wie bekümmert seine Mutter sein muß. Daß er nach Hause geschrieben hätte, sobald er konnte, daran zweifelte ich nicht im mindesten. Ich suchte und fand einen neuen Übersetzer der Karte. In Baumgärtle bei Mindelheim ist ein polnischer Wallfahrtspriester. Pater Scholtjsek. An diesen schickte ich die Karte mit der Bitte, sie zu übersetzen. Er tat es bereitwillig und brachte heraus, daß die Herren in Rymanów von meinem Sohn nichts wissen. Pater Scholtjsek schrieb dann nach Krosno und fragte dort nach dem Vermißten.

Ich hatte auch dem Infanteristen P. geschrieben, der nach Mitteilung des Feldwebels und Hauptmanns Bertl verbunden hatte. P. antwortete, Bertl sei neben ihm von einem Schrapnellschuß getroffen worden und habe ihn gebeten, ihn zu verbinden. Dies habe er getan. Dabei habe er gesehen, daß Bertl oberhalb des Nabels einen Einschuß gehabt hatte. Ausschuß sei keiner vorhanden gewesen. Den nur leise Stöhnenden habe er in eine Erdvertiefung gelegt. Er selbst habe wieder weiter müssen.

Am 18. Juli fuhr ich nach München. Der Feldwebel hatte mir mitgeteilt, der Hauptmann sei vor Lemberg verwundet worden und befinde sich in München zur Genesung. Ich besuchte den Hauptmann in seiner Wohnung. Er war voll des Lobes über Bertl, den er nächstens zum Unteroffizier befördert hätte. Von seiner Verwundung, ebenso wie von Schmidingers Tod erfuhr er erst am 9. Mai. Er berief sich auf die Aussagen des Infanteristen P. Neues konnte er mir nichts sagen. Sicher sei, so behauptete er, daß Bertl in einem deutschen Lazarett nicht sei, sonst müßten die Angehörigen oder die Kompanie längst eine Meldung haben. Was die fehlende Erkennungsmarke anbelange, so könne sie schon verloren gewesen sein oder der Verwundete könne sie beim Ausziehen des Waffenrocks weggerissen haben. Rätselhaft aber bleibe sein Verschwinden immer noch. Die Hoffnung, daß er noch lebe,

sei ganz gering. Ich selbst hatte auch nur mehr geringe Hoffnung. Aber erwiesen war sein Tod auch noch nicht. Am 24. Juli schrieb mir ein Unteroffizier des Ersatzbataillons, er habe sechs bis acht Kameraden meines Sohnes einzeln vernommen, jeder habe gesagt, Bertl habe einen Bauchschuß. Ein eben angekommener Verwundeter erklärte, Schreiegg sei am 8. Mai schwer verwundet worden und daran gestorben. Er selbst habe ihn nicht liegen sehen.

Sicheres aber konnte mir keiner sagen. Alle Aussagen fußten auf bloßem Hörensagen. Inzwischen war mir durch Pater Scholtjsek die Antwort von Krosno übermittelt worden. Auch dort wußte man nichts von Bertl. Am 8. August schrieb ich an das Etappenkommando der 11. Bayerischen Infanteriedivision, sowie an das Feldlazarett des 10. Preußischen Armeekorps. Wie ich gleich hier bemerken will, waren diese Anfragen wie alle anderen ergebnislos. Da wir auch mit der Möglichkeit rechneten, Bertl könne nachts von den Russen mitgenommen worden sein, so wandte ich mich an das dänische Rote Kreuz in Kopenhagen. Dieses versprach, in Rußland Nachforschungen anstellen zu wollen. Bis heute ist eine weitere Mitteilung von dort nicht eingetroffen.

In einer Tageszeitung las ich, daß in München sich eine Anzahl Damen vereinigt haben, zu dem edlen Zwecke, vor allem nach Vermißten zu suchen. Die Adresse lautete: Feldpostbureau A.M. S. in München, Türkenstraße 58/1. An dieses Bureau schrieb ich am 17. August unter ausführlicher Darlegung meiner bisherigen Nachforschungen und ihres Ergebnisses. Schon am 20. August erhielt ich die Antwort, daß es den Fall „Schreiegg Bertold“ in Arbeit genommen habe. Am 7. Dezember schickte es mir die Abschrift einer Meldung des Österreichischen Landesgendarmerie Kommandos Nr. 5, 24. Abteilung zu Sanok. In der Meldung heißt es, die Grabstätte des Schreiegg sei nicht ermittelt worden. Am 11. Mai hätten die Bewohner vor Trzesniów die Gefallenen beerdigt. Nach Angabe eines Bauern seien am Waldrande westlich des Dorfes vier deutsche Infanteristen begraben, die ohne Legitimation im Felde liegend vorgefunden wurden. Einer von den Begrabenen sei mittelgroß, jung ohne Schnurrbart und mit Zwicker versehen gewesen. Die Legitimation der Gefallenen habe die Sanitätsmannschaft abgenommen. Die Personalbeschreibung stimmte bis auf den Zwicker; einen solchen trug mein Sohn nicht. Da der Angriff auf das Dorf von Südosten erfolgte, schien es mir nicht wahrscheinlich, daß sein Grab sich westlich vom Dorfe befinde. Das Feldpostbureau fügte noch bei, es werde die Nachforschungen fortsetzen. Später wurde aber die Ermittlung der Vermißten in Bayern einzelnen Kreis Ausschüssen des Roten Kreuzes übertragen. So mußte das Bureau seine Tätigkeit auf die Vermißten Oberbayerns beschränken, und

ich übergab den Fall dem Kreis Ausschuß des Roten Kreuzes von Schwaben in Augsburg. Ich fühle mich aber verpflichtet, den verehrlichen Münchner Damen für ihre uneigennützig, menschenfreundliche Tätigkeit auch an dieser Stelle den innigsten Dank bekümmerten Eltern auszusprechen.

Ich bin mit den letzten Ausführungen den Gang der Nachforschungen weit vorausgeilt und hole nun meine weitere Tätigkeit seit 17. August nach. Herrn Pater Scholtjsek hatte ich ersucht, an den Pfarrer von Trzesniów zu schreiben und diesen verschiedenes zu fragen. Pater Scholtjsek schrieb wiederholt dort hin und teilte mir jedes Mal die Antwort in deutscher Sprache mit. Auch ihm sei hier herzlich gedankt. Auf diese Weise erfuhr ich, daß im Friedhof von Trzesniów zehn bayerische Soldaten begraben liegen, deren Namen in einem Buche eingetragen sind. In einem weiteren Brief teilte der Pfarrer die Namen dieser zehn Soldaten mit, dazu noch die Namen von neun anderen Bayern, die im Friedhof von Bukow liegen. Es sind folgende in Trzesniów: Josef Hertlein, Perus Löscher, Martin Arbogast, Josef Seitz von Greding, Joseph Rauch, Joseph Eiglmeier, Christoph Meisl, Ferdinand Veeh, Johannes Montag, Friedrich Dechant. In Bukow: Ludwig Limmer, Albert Schmidt, Julius Nußbaum (Unteroffizier), Dippolt aus Wettsteten, Nehmeyer, Hahn, Joseph Heil, Dietlmeier. Die Namen Schreiegg und Schmidinger waren nicht darunter. In einem dritten Brief erwähnt der Pfarrer, daß hart am Wislok, der etwa 2 Km vor Trzesniów fließt, neben der Brücke ein Soldatengrab sich befinde. In diesem liege ein Soldat mit spitzigem, schwachem Bart. Etwas weiter im Felde sei noch ein zweites Grab, aber ohne Namen. Ich schrieb dann selbst einen lateinischen Brief an den Pfarrer von Trzesniów, dem ich eine von Bertls Hauptmann entworfene Skizze des Schlachtfeldes vom 8. Mai beilegte. Eine Antwort erfolgte nicht. Gleichzeitig wechselte ich wiederholt Briefe mit dem Feldwebel der Kompanie und mit dem Hauptmann. Der Infanterist P. war wiederholt vernommen worden. Er blieb in der Hauptsache bei seiner ersten Aussage und erklärte auch, seine Angaben beschwören zu können. Unter anderem behauptete er bei seiner letzten Vernehmung durch den inzwischen wieder zu seiner Kompanie zurückgekehrten Hauptmann, die Erdvertiefung, in welche er den Verwundeten gelegt habe, sei mit Brettern gedeckt gewesen, sodaß sie einem alten Unterstand ganz ähnlich sah. Bei meiner späteren Besichtigung der Stelle konnte ich feststellen, daß eine solche Erdvertiefung nicht existierte. In den Briefen, die ich an den Pfarrer von Trzesniów schreiben ließ, mußte ich natürlich auf diese Angabe des P. Bezug nehmen. Der Pfarrer hat aber in seinen Antworten nie eine derartige Erdvertiefung erwähnt. Auch die Gendarmerie von Haczow hat sie nicht gefunden.

Am 7. Oktober 1915 teilte mir das Nachweise-Bureau des bayerischen Kriegsministeriums mit, alle Erhebungen seien ergebnislos verlaufen. Der Name meines Sohnes sei in keiner Gefangenenliste aufgeführt. Er werde von nun an als „schwer verwundet und vermißt“ in der Liste geführt. Damit war die offizielle Nachforschung beendet. Eine Klarheit hatte sie keineswegs gebracht. Ich wollte aber die Sache unter keinen Umständen ruhen lassen. Sondern es gab für mich damals nichts Wichtigeres, als Gewißheit zu bekommen, mochte diese nun für uns Leid oder Freud bringen. Damals wußte ich noch nicht, wer die Toten vom 8. Mai begraben hatte. Ich meinte, es müsse doch irgendwo eine Liste vorhanden sein, in welcher diejenigen Soldaten verzeichnet seien, welche bei Trzesniów begraben wurden. Ich glaubte auch, daß dies von amtlicher Seite leichter heraus gebracht werden könne, deshalb ersuchte ich das Kriegsministerium, seine Erhebungen nach dieser Seite fortzusetzen. Dieses mein Schreiben wurde vom Kriegsministerium der Etappen-Inspektion 11 zugestellt mit dem Ersuchen, mir unmittelbar Nachricht zukommen zu lassen. Dies geschah allerdings nicht. Dafür erhielt ich am 7. Dezember vom Nachweise-Bureau eine Karte des Inhalts, nach Mitteilung der Etappeninspektion 11 sei die Liste der seinerzeit festgestellten Gräber deutscher Krieger dem Zentral-Nachweise-Bureau des Königlich Preußischen Kriegsministeriums in Berlin übersandt worden. Mein Brief sei dort hingeschickt worden. Am 24. Dezember schrieb ich selbst an das Zentral-Nachweise-Bureau des Königlich Preußischen Kriegsministeriums in Berlin NW 7, Dorotheenstraße 48 und fragte an, ob Bertls Name nicht in einer Gräber- oder Gefallenen-Liste erscheine. Am 30. Dezember wurde geantwortet, nach Prüfung der Angelegenheit, die einige Zeit in Anspruch nehmen dürfte, werde Bescheid erfolgen. Dieser Bescheid kam am 24. Februar und hatte folgenden Inhalt: „Das Kriegsministerium – Zentral-Nachweise-Bureau – teilt Ihnen mit, daß der Gesuchte bei dem angegebenen Truppenteil nicht dient. Ohne genaue Angabe des Truppenteils bzw. der Formation, der der Betreffende jetzt im Kriege angehört, sind die Ermittlungen von hier aus nicht möglich.“ Aufklärend möchte ich hier anfügen, daß ich in meinem Schreiben den Sachverhalt genau und unzweideutig schilderte unter Angabe der Kompanie, des Regiments und der Division, denen der Gesuchte angehörte. Einem Armeekorps war die Division nicht zugeteilt. In meiner Antwort nach Berlin ersuchte ich, man solle in den russischen Gefangenenlagern nachforschen lassen. Berlin schickte meinen Brief nach München. Von hier erhielt ich ihn wieder mit dem Rate, ich solle mich an die Kriegsauskunftsstelle vom Roten Kreuz in Augsburg wenden, was ich auch, wie schon oben erwähnt, tat.

Durch die Zeitungen war Anfang Oktober 1915 bekannt gemacht worden, Angehörige von den in Galizien gefallenen deutschen Soldaten hätten sich wegen Exhumierung oder Graböffnung an das k. & k. Kriegsministerium in Wien zu wenden. Längst mußte ich mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß unser lieber Bertl tot sei. War dies der Fall, so mußte er bei Trzesniów begraben sein. Ja wir fürchteten sogar lange, er könnte in dem Loch, in das ihn P. angeblich gelegt, übersehen worden sein und seine Leiche möchte noch darin liegen. Es gab keinen anderen Weg, aus der qualvollen Ungewissheit heraus zu kommen, als nach Galizien zu reisen, sich persönlich zu erkundigen und die Graböffnung vorzunehmen. Ich machte daher am 15. Oktober eine Eingabe an das Kriegsministerium in Wien. In erster Linie bat ich unter Hinweis auf die beigefügte Lokalskizze von Bzianka-Trzesniów, man möge nachschauen lassen, ob in dem genau bezeichneten Loche noch ein toter Soldat liege. Wenn nicht, möge man mir die Erlaubnis erteilen, ein in der Nähe befindliches Grab zu öffnen. Denn hatte P. den Schwerverwundeten wirklich nahe am Wislok in ein Loch (Erdvertiefung) gelegt, so war Bertl dort höchstwahrscheinlich seinen Verletzungen erlegen und wurde auch nicht weit davon begraben. Da eine Antwort auf dieses Gesuch lange nicht eintraf, erneuerte ich es am 28. November. Am 8. Dezember erhielt ich dann vom Militärkommando Przemysl die Antwort auf mein Schreiben vom 16. Oktober. Ich erfuhr daraus, daß die Erhebungen bezüglich Gräberuierung meines Sohnes zu keinem positiven Resultat geführt hatten. Im Weiteren stimmte der Inhalt mit der Nachricht überein, die ich Tag zuvor durch das Feldpostbureau A.M.S. in München erhalten hatte. Am 30. Dezember teilte mir das Kriegsministerium in Wien auf meine erneute Eingabe vom 28. November mit, daß mein Gesuch bereits am 29. Oktober an das königlich-preußische Kriegsministerium in Berlin behufs weiterer Veranlassung übersendet wurde. Von dort aus wurde wohl das Militärkommando in Przemysl verständigt. An dieses hatte ich am 8. Dezember eine neue Eingabe geschickt mit einigen ergänzenden Bemerkungen. Zugleich bat ich wiederholt, Soldatengräber öffnen zu dürfen. Am 9. Januar wurde mir von dort eröffnet, daß die weiteren Nachforschungen behufs Eruiierung der Grabstätte meines Sohnes eingeleitet wurden. Am 24. Februar sandte ich, nachdem ich nunmehr sicher wußte, daß Bewohner von Trzesniów die Gefallenen des 8. Mai beerdigt hatten, eine Photographie Bertls nach Przemysl und ersuchte, das Bild in Trzesniów den Leuten zu zeigen, die dort die Toten bestattet hätten. Dieser Schritt blieb, wie wir sehen werden, gegenstandslos. Am 10. März kam nämlich die lang ersehnte Erlaubnis zum Graböffnen. Und zwar sollte sie in der Weise stattfinden, daß die Erde nur

in soweit entfernt werde, als zur Erkennung der Leiche notwendig sei. Eine eventuelle Exhumierung könne beim Militärkommando aufgrund mündlichen oder schriftlichen Ansuchens dann eigens bewilligt werden. So hatte ich endlich erreicht, was ich seit fast einem halben Jahre anstrebte. Sofort begann ich mit den Vorbereitungen zur Reise nach Galizien.

Von Donauwörth nach Wien

Nun setzte ich vor allem das Militärkommando in Przemysl in Kenntnis, daß ich etwa am 23. oder 24. März 1916 in Trzesniów eintreffen werde, und bat, man möchte die in Betracht kommenden Behörden davon verständigen, insbesondere den Gendarmerieposten Nr. 4 in Haczow, der die Nachforschungen bisher geführt hatte. Diesem teilte ich noch in einem eigenen Schreiben meine Ankunft mit. Sodann verschaffte ich mir bei der Polizei einen Auslandspass nach Österreich-Galizien, der vom Kaiserlich und Königlich Österreichischen Ungarischen Generalkonsulat in München visiert werden mußte. Das Erlaubnisschreiben des Militärkommandos Przemysl vom 10. März zur Graböffnung wurde mit nach München geschickt. Ich erhielt dann von dort wohl den Paß, auf Grund dessen mir gestattet war, in das weitere und engere nördliche Kriegsgebiet Przemysl zu reisen, aber nicht mehr dieses Schreiben zurück. Daß ich dieses zur Ausführung meines Planes unbedingt brauchen würde, war für mich nicht zweifelhaft. Deshalb ließ ich es durch einen hiesigen Stadtmagistrat sofort wieder einfordern. Nachdem ich durch meinen Amtsvorstand den nötigen Urlaub erhalten hatte, setzte ich den 20. März als Tag der Abreise fest. Die Fahrt sollte über München – Salzburg – Wien – Krakau – Strobe nach Rymanow gehen. Vor meiner Abfahrt von Donauwörth fragte ich noch beim Stadtmagistrat an, ob das fehlende Schreiben von München eingetroffen sei. Es war noch nicht da, und dieser Umstand sollte mir viele Verlegenheiten und aufregende Arbeit bereiten. Da ich meine Abreise mit Rücksicht auf meinen Urlaub nicht verschieben konnte, reiste ich ohne das Schreiben. Ich hegte nämlich die leise Hoffnung, bis zu meiner Ankunft in Galizien könnten die betreffenden Stellen von Przemysl auch schon verständigt sein. In München suchte ich das österreichische Generalkonsulat auf und verlangte mein Przemysler Schriftstück. Großes Staunen und Verwunderungen auf allen Gesichtern! Niemand wußte etwas davon. Man lief hin und her, einer fragte den anderen nach dem betreffenden Akt. Aber gerade der, welcher den Akt behandelte, war an diesem Nachmittag nicht da. Ich erklärte, das Schreiben unbedingt haben zu müssen. Man ersuchte mich, in

Geduld zu warten. Ich tat es so gut als möglich. Da es mir zu lange dauerte, drängte ich von neuem und ungestümer. Man könne es doch nicht herzaubern, hieß es. Endlich nach eineinhalb Stunden war der Akt gefunden. In demselben war vermerkt, daß das Schreiben auf Anforderung des Stadtmagistrats Donauwörth bereits dorthin abgegangen war. „Wir hätten es gar nicht gebraucht“, sagte man mir zum Abschied. „Ich brauche es aber um so notwendiger!“ rief ich und verließ ärgerlich die erste österreichische Behörde, mit der ich zu tun hatte.

Was sollte ich tun? Sollte ich telegrafieren oder telefonieren? Aber in Donauwörth hatte man das Unglückschreiben schwerlich schon um diese Stunde. So fuhr ich denn auch von München ab ohne den Schein.

Von Rosenheim ab war ich fast allein im Zug, und das war mir sehr lieb, denn zu einer Unterhaltung war ich nicht gestimmt. Es war zwischen Abenddämmerung und Nacht. Immer mehr Sterne glänzten schimmernd am klaren Nachthimmel. Von Süden schauten die schneebedeckten Alpengipfel zu mir herein. Manch Anderer würde hier eine schwungvolle Schilderung der Nachtlandschaft einschieben. Wohl schaute ich zum Fenster hinaus, aber meine Gedanken weilten anderswo. Eine andere Abendlandschaft erstand vor meinem Geiste. Eine Ebene breitete sich aus, vom Wislok durchflossen. Tapfere Bayern durchwateten diesen, nicht achtend des feindlichen Schrapnellfeuers. Jetzt sind sie drüben; jetzt gehen sie vor in breiter Front. Und unter den Vordersten schaue ich meinen Sohn und seinen Freund und Trautgenossen im Leben und im Tod. Auf die Erde werfen sie sich jetzt, erheben sich aber bald wieder und laufen todesmutig weiter. Nicht aus den Augen lasse ich die beiden jungen Helden. Ich möchte ihnen helfen, ihnen zurufen, sich zu decken. Doch da dreht sich schon der eine um sich selbst. Nach vorne stürzt er zur Erde, tot, ins Herz getroffen. Wie um ihn zu rächen, stürmt Bertl weiter. Da trifft auch ihn die Kugel, vor Schmerz krümmt er sich am Boden. Und beide lagen da als Opfer ihres Heldenmutes, ihrer Vaterlandsliebe. Sie ließen sich nicht halten in jenen Augusttagen des Jahres 1914, als die lauterste Begeisterung ganz Deutschland ergriffen hatte und Hunderttausende freiwillig zu den Fahnen eilten. Nicht ruhten sie, bis jeder von seinem Vater die Unterschrift auf dem Bogen zur Anmeldung als Kriegsfreiwilliger erbettelt hatte. Von einer Garnison zur anderen waren sie heimlicherweise gefahren, bis man die jungen Stürmer als Freiwillige angenommen hatte. Gerne trugen sie die Unannehmlichkeiten der Rekrutenzeit. Von ihnen hörte man nie eine Klage. Keine Anstrengung war ihnen zu schwer. Nur bald an die Front zu kommen war ihr sehnlichster Wunsch. Und am 23. November 1914 fuhren sie jubelnd

und mit Blumen geschmückt im reich verzierten Zuge, als ob es zu einer Hochzeit ginge, in den Donauwörther Bahnhof ein zum letzten Abschied, zum letzten Wiedersehen. Freilich, daran dachte damals keiner. „Auf ein baldiges fröhliches Wiedersehen!“ riefen sie uns aus dem Zuge und wir winkten ihnen lange unter Tränen nach. Bald kamen ihre ersten Briefe und Karten von der Westfront, und kaum drei Monate im Feld hatten sie sich die Gefreitenknöpfe und an einem Tage das Eiserne Kreuz erworben. Die Beförderung zum Unteroffizier stand in Aussicht. Bei Gorlice erlebten sie ihren ersten großen Tag. Jubelnd schrieben sie davon nach Hause. Dann im frohlockenden Siegeslaufe bis zum Wislok, und hier traf beide die feindliche Kugel, kaum 100 Schritte voneinander, wohl zur selben Stunde. Und nun gehe ich ihren Gräbern entgegen.

Mit Gewalt suchte ich mich von diesen wehmütigen Gedanken loszureißen, die mich schon sooft bei Tag und Nacht beschäftigten. Ich konnte sie nicht bannen und war froh, als wir in Freilassing einfuhren.

Die bevorstehende Grenzkontrolle brachte mich zur Wirklichkeit zurück. Um neun Uhr fuhren wir in den Salzburger Bahnhof ein. Beim Aussteigen fiel mir sofort ein aus Brettern gezimmertes Häuschen auf. Dorthin eilten alle mit mir Angekommenen. Zunächst stand man in einer Art Wartehalle, aus der eine mit Fenstern versehene Doppeltüre in den Untersuchungsraum führte. Soldaten vom Gemeinen bis zum Hauptmann waren hier tätig, daneben Zollbeamte. Erst wurde dem Fremdling durch das geöffnete Fenster der Paß abgenommen, dann durfte er durch die Türe gehen. Hier mußte er warten, bis sein Vormann fertig war. Dann ging es in einen Verschlag, wo mehrere Feldgraue beschäftigt waren, die Pässe zu kontrollieren, und wenn sie in Ordnung waren, in eine Liste einzutragen. Bei mir fehlte nichts. Aber eine Dame vor mir wurde zurückgewiesen. Doch wurde mir beim Weitergehen noch nachgerufen, falls ich vor Ablauf von acht Tagen wieder nach Bayern zurück wolle, brauche ich dazu die Erlaubnis des Kriegsministeriums in Wien.

Nun wurde ich einer anderen Gruppe übergeben. Das Gepäck wurde genau untersucht, ich wurde gefragt, ob ich Drucksachen bei mir habe. Einige Zeitungen holte ich aus meiner Tasche hervor, eine Karte von Galizien, mein Notizbuch und einen polnischen Sprachführer (Metoula). Letzteren erhielt ich nach flüchtigem Durchblättern wieder zurück. Ich wollte nach meiner Karte greifen. „Die dürfen sie nicht mitnehmen“, hieß es. – „Aber mein Notizbuch brauche ich unbedingt.“

„Das bleibt zunächst hier, wird ihnen aber nachgeschickt. Sie dürfen nur sagen, wohin es geschickt werden soll“, lautete die Antwort. Und so be-

gann nun ein hartnäckiger Kampf um das Büchlein, das mich 10 Pfennige gekostet hatte, aber es enthielt eben verschiedene Notizen zu Unterstützung meines Gedächtnisses, und dann wollte ich doch meine Beobachtungen und Erlebnisse auf der Reise kurz skizzieren. Keine Partei gab nach. Schließlich wies mich einer an den Hauptmann. Nach dem ich ihm das Büchlein gezeigt und den Zweck meiner Reise auseinander gesetzt hatte, gab er es mir wieder zurück, und triumphierend verließ ich den Raum. Der Vorgang hatte ziemlich viel Zeit in Anspruch genommen, ich fürchtete, den Zug nach Wien zu versäumen. Doch diese Furcht war unbegründet, denn der Zug mußte warten, bis die Kontrolle fertig war, selbst wenn sie bis zum nächsten Morgen gedauert hätte.

Nachdem ich mich mit einer Fahrkarte nach Wien versehen hatte, eilte ich zu dem längst wartenden Zuge. Ich fand ein noch leeres Einzelabteil, in dem ich mich möglichst bequem für die Nacht einrichtete. Einen Reisegegnossen hätte ich diesmal gerne gesehen, besonders einen österreichischen, um von der Stimmung im Lande, von der Siegeszuversicht und der wirtschaftlichen Lage etwas zu erfahren. Ich hätte mir die Fähigkeit zugetraut, selbst den schweigsamsten zum Reden zu bringen. Aber der Zug fuhr mit mehr als einstündiger Verspätung ab, ohne daß jemand sich in mein fast überheiztes Abteil gewagt hätte. So war ich wieder allein mit meinen Gedanken. Diese kehrten diesmal zurück in die Vergangenheit. Vor 24 Jahren fuhr ich auf derselben Strecke, jung, frohgemut und voller Hoffnung. Manche der damaligen Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, obwohl ich deshalb nicht unglücklich geworden bin. Aber wer mir damals gesagt hätte, daß ich heute nach 24 Jahren die gleiche Strecke fahren werde, um das Grab meines in Galizien gefallenen Sohnes zu suchen, den hätte ich mit großen Augen angesehen. Des Lebens Ernst hatte mich damals noch wenig berührt, und von Kinderfreude und Kindersorgen wußte ich erst recht nichts.

Ich suchte zu schlafen, das Ausrufen der Stationen riß mich aber immer wieder aus dem Schlummern. Züge kamen uns entgegen. Soldaten- und Munitionszüge waren es zumeist, die nach Süden gingen. Die Nacht verlieh dem eintönigen Soldatenlied einen eigenartigen, traurigen Klang. „In der Heimat, da gib't ein Wiederseh'n“, hörte ich in der nächtlichen Stille. Wie viele haben das Lied schon gesungen und haben die Heimat nicht wieder gesehen. Auch mein Sohn!

Auch Lieder in fremder Sprache drangen ans Ohr des einsamen Fahrgastes. Es waren wohl Ungarn oder Polen, die gegen die verhaßten Italiener geschickt wurden. Ein Beamter öffnete jetzt die Türe und wünschte meine Ausweispapiere zu sehen. Einige Stationen später wurde meine Fahrkarte

zur Kontrolle verlangt, in der gleichen Nacht kam noch ein Feldwebel und überzeugte sich ebenfalls, daß ich nichts weniger als ein gefährlicher Spion sei. Die Kontrolle im Zug ist in Österreich überhaupt sehr streng, sowohl von Seiten der Eisenbahn als auch von Seiten der Polizei. Ich kann es nicht genau angeben, aber auf der Hin- und Rückfahrt wurde ich mindestens 30mal kontrolliert.

Es war längst Mitternacht vorbei, als wir in Wels ankamen. Ich erinnerte mich, daß hier Kaiser Maximilian I. im Jahr 1519 starb. Was würde der sagen, wenn er plötzlich zum Leben wieder erstünde! Wenn er den jetzigen Krieg und die jetzige Kriegsführung sähe! Wenn er nach Flandern käme, wo er so viel geweilt, obwohl ihm die Flandern manche Sorge bereiteten!

Auf dem Linzer Bahnhof fuhren wir mitten durch lange Reihen von Güterwagen. Von einigen Fabrikschlöten stiegen dicke Rauchschwaden zum klaren Sternenhimmel empor. Vielleicht wurden hier auch bei Nacht Waffen geschmiedet zum männermordenden Kriege. Weiter dampfte die Maschine gegen Osten. In Linz war das Zugpersonal gewechselt worden, und ein neuer Schaffner wollte meine Fahrkarte sehen.

Gegen Morgen zog ein stattliches Gebäude mit vielen Fenstern meine Aufmerksamkeit auf sich. Von beherrschender Höhe schaute es in die Ebene hinab. Es war die Benediktiner-Abtei Melk. Im Nibelungenlied wird der Ort schon genannt, und die Babenberger hatten hier eine Burg. Wer wie ich keinen Reiseführer hatte, war froh, wenn er nur bei einigen Orten ein wenig Geschichtserinnerungen wecken konnte.

Sankt Pölten tauchte in der Morgendämmerung auf. Hier bekam ich Gesellschaft. Ein Eisenbahner war es, der nach Wien fuhr. Er klagte über den vielen Dienst. Er wäre beinahe lieber an der Front geblieben. Aber die Verwaltung habe ihn reklamiert. Er war in den Karpaten und in Serbien, zuletzt am Isonzo. Hier wurde er verwundet. Er bekam einen Schuß durch den linken Oberarm und zeigte mir die Wunde. Manches Interessante hat er mir erzählt. Mit nahezu zweistündiger Verspätung rollte unser Zug im Wiener Westbahnhof ein.

In Wien

Sofort fuhr ich mit der Elektrischen zum Nordbahnhof. Die Wagen waren gut besetzt, das Leben in den Straßen aber noch wenig entwickelt. Ich sah nur weibliche Schaffner, die mit sicherer Ruhe ihres Amtes walteten. Der Zug nach Krakau war längst fort. Der nächste gehe um zehn Uhr, sagte der Portier, und komme gegen Mittag des folgenden Tages in Krakau

an. Abends um sieben Uhr gehe ein beschleunigter Personenzug, der schon morgens um acht in Krakau sei. Diesen beschloß ich zu benützen.

Es blieb mir also Zeit zur Besichtigung eines Teiles der Stadt. Der Raphael-Redakteur Schmidinger hatte mir geraten, das Calasantinum zu besichtigen. Der Name desselben stammt vom Heiligen Josef Calasanz, dem Stifter des Piaristenordens, und dem General der Calasantiner, Pater Josef Maria Schwartz, hatte ich Grüße zu übermitteln. Das Haus in der Gebrüder Lang-Straße, nächst der herrlichen Maria Hilf-Kirche, hatte ich bald gefunden. Im Empfangszimmer fiel mir ein lebensgroßes Bild der Protektorin des Instituts, der Herzogin Maria Valerie auf. Bald betrat Pater Schwartz das Zimmer. Ein großer hagerer Mann stand vor mir. Aus dem ernsten Gesicht leuchtete viel Liebe und Güte, aber auch manche Sorgenfalte glaubte ich zu sehen. Ich erzählte von dem Zweck meiner Reise, vom Cassianum in Donauwörth und seinem Stifter, vom „Raphael“ und seinem Redakteur, den er schon lange kennt. Und nun begann er von seinem Lebenszweck zu sprechen. Die Sorge für das leibliche und geistige Wohl der Lehrlinge in der Großstadt füllt das Leben dieses edlen Menschenfreundes aus. Jährlich werden Hunderte von Lehrlingen versorgt. Jeder Meister, der durch das Institut einen Lehrling bezieht, muß sich vertraglich verpflichten, dem Lehrling vor allem den Sonntag frei zu geben. Wenn der Lehrling nicht im Institut essen und schlafen kann, muß der Meister für richtige Kost und Schlafstelle sorgen. Die Brüder sehen von Zeit zu Zeit nach, ob der Meister sich an den Vertrag hält und ob der Lehrling sich gut führt. Manch unfreundliches Wort bekommen sie da zu hören, viel Undank hat auch der Gründer des Instituts schon erfahren. Aber er rechnet nicht auf Menschen dank, nur auf Gotteslohn. Je mehr mir der ehrwürdige Priester erzählte, desto mehr wuchs meine Bewunderung für solch echte Menschenliebe. In liebenswürdiger Weise zeigte mir sodann der vielbeschäftigte Mann alle Räume des umfangreichen Hauses. Ich war voll Bewunderung über die musterhafte Ordnung und Sauberkeit, die mir überall entgegen trat, sowie über die höchst zweckmäßige Einrichtung des ganzen Hauses. Der Krieg war auch in diesem nur friedlicher Arbeit dienendem Hause zu spüren. Mehrere Brüder standen schon im Felde. Deshalb unterließ ich es auch, den freundlichen Herrn zu bitten, mir einen Bruder als Führer in der großen Stadt auf einige Stunden mitzugeben. Manches habe ich gelernt, während der zwei Stunden, die ich in diesem Hause verbrachte. Dafür sei auch an dieser Stelle gedankt.

Während des Nachmittags besuchte ich einige Kirchen, vor allem den Stephansdom, die Kapuziner- und die Augustinerkirche. Beim Anblick der

Kanzel in der Augustinerkirche trat mir lebhaft das Bild des originellen Predigers Abraham a Sancta Clara vor Augen. Als ich auf dem „Ring“ dahinging, fiel mir plötzlich ein, daß man mir bei der Grenzkontrolle in Salzburg nachgerufen hatte, wenn ich vor Ablauf von acht Tagen die Grenze wieder überschreiten wollte, bedürfte ich hierzu der Bewilligung des Kriegsministeriums in Wien. Ich entschloß mich daher, sofort das Kriegsministerium aufzusuchen und mir die Erlaubnis zu erbitten, eventuell vor Ablauf von acht Tagen aus Österreich wieder hinaus zu dürfen. Das Riesengebäude hatte ich bald durch Fragen gefunden. Nur gegen Vorzeigung meines Passes erhielt ich Einlaß. In einem Zimmer im 1. Stock erhielt ich einen Schein, der als Ausweis diente und zugleich die Nummer des Zimmers angab, in das ich mich zu begeben hatte. Von dort schickte man mich in ein anderes Zimmer, das ich erst nach längerem Suchen fand. Ein Major fragte nach meinem Begehren. Als ich ihm meine Bitte vorgetragen habe, meinte er lächelnd, ob es mir denn nicht gefalle in Österreich. Er könne mir übrigens die verlangte Erlaubnis erst geben, wenn ich eine Bestätigung von der deutschen Botschaft bringe. Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, daß diese in der Metternich-Straße sei. Fragend erreichte ich sie nach einem Umwege. Auf der Botschaft aber erhielt ich den Bescheid, erst bei meiner Rückkehr aus Galizien könnte ich die Bescheinigung erlangen. Ich war also gar zu vorsorglich gewesen, um auf der Rückreise nicht aufgehalten zu sein. Der Nachmittag näherte sich seinem Ende. Ich suchte den Nordbahnhof zu erreichen, um mich vor allem für die zweite Nachtfahrt einzurichten. Ich erkundigte mich, ob der Zug nach Krakau wohl überfüllt sein würde. Das sei kaum zu befürchten, sagte man, sicher gäbe es nach den ersten Stationen, in denen der Zug halte, Platz genug. Ich löste daher eine Fahrkarte dritter Klasse; denn abgesehen von dem billigeren Preise, kann man in der dritten Klasse am ehesten auch echte Volkstypen sehen. Hätte ich freilich den Verlauf dieser Fahrt vorausgesehen, so wäre ich doch zweiter Klasse gefahren. Als die Zeit der Abfahrt nahte, füllten sich Hallen und Wartesäle immer mehr mit Menschen. Nach dem Öffnen der Ausgänge herrschte ein beängstigendes Gedränge. Ich war einer der letzten, der den Wartesaal verließ und den endlos langen Zug bestieg. Jeder Wagen, in den ich sah, war dicht besetzt. Kein leeres Plätzchen war zu finden. Dabei konnte man nicht einmal durch den ganzen Zug hindurch gehen. Die Einen wollten hinein, die Anderen drängten hinaus. Das Personal schritt dazwischen, aber Wagen wurden keine angehängt. „Höchste Zeit“, hieß es, „sofort fahren wir!“ Es blieb nichts übrig, als sich zunächst mit einem Stehplatz zu begnügen und auf Besserung in den nächsten Stunden zu hoffen. Glücklicherweise eroberte

ich schon beim ersten Halten einen äußeren Ecksitz, der bei fortwährenden Hin- und Herfluten freilich nichts weniger als bequem war. Nach einer Stunde rückte ich schon bis ans Fenster vor, und damit mußte ich für die Nacht zufrieden sein.

Fahrt von Wien nach Krakau

Nun konnte ich bequem meine Umgebung mustern. Einige unangenehme Fahrgäste verschwanden nach und nach bei den nächsten Stationen. Noch manch andere hätte ich gerne draußen gehabt, vor allem die polnischen Juden. Im langen, fettigglänzenden, abgeriebenen Kaftan saßen sie da. Noch nie hatte ich so viele in so unmittelbarer Nähe genossen. Das Gesicht war von einem langen, ungepflegten Barte umrahmt, den Kopf bedeckte eine hohe Pelzkappe, unter der die langen Schmachlocken vor den Ohren hervorquollen. Schmutzige Finger schauten aus den langen Ärmeln, die Füße steckten in fest genagelten Schafstiefeln. Jeder von ihnen hatte soviel Gepäck bei sich, wie die übrige Gesellschaft zusammengenommen. Auch zur Verbesserung der Luft trug ihre Anwesenheit kaum bei, und ich fürchtete sogar, es könnten Überläufer aus ihren Kleidern bis zu mir sich verirren. Einer von ihnen fiel besonders auf. Es war ein Greis von sicher 80 Jahren; klein, gebückt, fast höckerig, mit auffallend großem Kopf. Mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu sprachen die anderen mit ihm. Eben verrichtete er sein Abendgebet, im tiefen Basse brummend, nach Südosten gewendet und mit beiden Händen sich am Gepäcknetz anhaltend. Als er fertig war – er betete mindestens eine halbe Stunde –, machten seine Glaubensgenossen ihm so weit Platz, daß er sich auf die Bank legen konnte. Ich erfuhr später, daß der Alte aus der Lemberger Gegend war und vor kurzem einen Sohn und einen Enkel im Krieg verloren habe. Das Unglück trage er mit der Ergebung. Dieser Umstand steigerte meine Bewunderung für den Greis. Über die anderen Mitreisenden ist nicht viel zu sagen. Es war kein einziger Deutscher darunter, nur Tschechen und Polen. Mein Gegenüber war ein recht anspruchsvolles Frauenzimmer, hätte am liebsten die drei Plätze für sich selbst gehabt und lag mit ihrer Nachbarschaft immerfort im Streit. Auch nach meiner Seite hin suchte sie an Raum zu gewinnen, bis ich sie mit einem derben deutschen Fluch von weiteren Versuchen abschreckte. An einen Schlaf war hier nicht zu denken. Wiederholt fragte ich den Schaffner, ob ich nicht einen besseren Platz und bessere Gesellschaft bekommen könnte. Immer hieß es, alle Wagen seien gleich voll. So ergab ich mich in mein Geschick und machte auch hier die Erfahrung, daß der Mensch im

Zwänge der Notwendigkeit gar viel ertragen kann. Unsere Feldgrauen wissen es am besten.

Von der ganzen Gegend, die wir durchfuhren und die mir völlig unbekannt war, habe ich soviel wie nichts gesehen. Auch auf der Heimreise benützte ich den Nachtzug. Die Bahn führt zunächst über das Marchfeld in nordöstlicher Richtung, dann hart an der ungarischen Grenze entlang gegen Norden, betritt bei Lundenburg Mähren und durchfährt dieses Land fast in seiner ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden, berührt den westlichen Teil von Österreichisch-Schlesien, wendet sich bei Oderberg gegen Osten und behält diese Richtung im ganzen bei bis Krakau.

Schon war es Tag, als wir galizischen Boden erreichten. Es war zunächst das Gebiet des ehemaligen Großherzogtums Krakau. Das Land ist ziemlich eben. Lange sah ich kein Dorf, dafür aber mehrere große Landgüter, deren Felder sehr sauber bestellt waren. Viele Teiche brachten etwas Abwechslung in die einförmige Landschaft. Einmal fuhren wir nahe an einem Dorf vorbei. Aber diese Häuser! Lauter moosbewachsene Strohdächer auf einstöckigem Holzbau. Dann sausten wir an einem Bahnhöfchen vorüber. Eine Frau stand davor mit einem Prügel in der Hand, wohl ihrem Dienstabzeichen. In der nächsten Station stiegen viele Landleute ein, lauter Frauen. In großen Leinentüchern hatten sie verschiedene Lebensmittel gewickelt, Kartoffeln und Rüben, die sie wohl in Krakau auf den Markt bringen wollten. Es fiel mir auf, daß diese Polinnen alle ziemlich klein und barfuß waren. An Geschwätzigkeit fehlte es ihnen wie unseren deutschen Marktweibern nicht. Ihre Sprache gefiel mir. Es war mir, als ob ich Französinen hörte. Die meisten fanden keinen Platz mehr. Das schienen sie gewöhnt zu sein, sonst hätten sie wohl aufgeehrt.

Endlich fuhren wir früh halb neun Uhr im Krakauer Bahnhof ein. Auch hier fielen mir die langen Reihen von Güterwagen auf, besonders die vielen Petroleumwagen. Ich war ordentlich froh, als ich den Zug und die polnischen Juden verlassen konnte. Diese hatten, als sie merkten, daß ich ein Reichsdeutscher sei, wiederholt versucht, mit mir ein Gespräch anzufangen und mich zu fragen, wie es „draußen“ aussehe. Die polnischen Juden sprechen nämlich fast alle etwas deutsch, und das war mir später öfters von Nutzen, als ich mitten unter Polen war. Zu viel erfuhren sie nicht von mir, wohl aber erzählten sie mir manches von der Russeninvasion und von den Quälereien, die namentlich sie erdulden mußten.



Händler auf dem Markt.

In Krakau

Krakau liegt bereits im nördlichen Kriegsgebiet. Im Bahnhof gebietet Mars. Zunächst mußte man in eine Halle, deren Ausgang von Soldaten besetzt war. Viele Leute warteten hier auf einen Haufen zusammengedrängt. Ich fragte einen Soldaten, was man hier zu tun habe. Er wies auf einen Schalter und deutete, einige polnische Worte sprechend, auf die Papiere, die einige Reisende bereits in Händen hatten. Jetzt kam mir erst zum Bewußtsein, daß ich in einer polnischen Stadt sei. Ich hatte die Zeichensprache übrigens sofort verstanden. Da es aber bei der Paßrevision recht langsam ging, eilte ich zunächst nach dem Waschraum, um die Spuren der durchwachten Nacht etwas zu verwischen. Dann schaute ich mich nach der Restauration um und trank dort in aller Ruhe meinen Morgenkaffee. Dazu las ich in einer Morgenzeitung die neuesten Generalstabsberichte, auch den deutschen, der meldete, daß bayerische Regimenter und württembergische Landwehr die Höhen von Avorcourt gestürmt hatten. Ich wußte wohl, welche bayerischen Regimenter es waren; Darum löste die Meldung eher Wehmut als Freude bei mir aus. Ich kam noch früh genug zum Ausgang, konnte aber bald meinen Paß überreichen. Jede Seite wurde genau angeschaut; schließlich wurde ich gefragt, ob ich in Krakow – das ist der polnische Name – in einem Hotel



Frauen auf dem Markt.

wohnen wolle; dann müsse ich im Bureau nebenan vom Polizeikommissar mir einen Meldeschein ausstellen lassen. Dies tat ich, obwohl ich im Sinn hatte, mit dem Mittagszug weiterzufahren. In meinem Paß aber stand, daß ich nur bis zum 30. März mich im Festungsgebiet aufhalten dürfe.

Jetzt wurde ich durch die streng bewachte Schranke gelassen. Militär und Polizei hatte ich glücklich bestanden, vor dem eigentlichen Ausgang aber stand noch ein Eisenbahnbeamter, der mir meine Fahrkarte abverlangte. Solche Arbeit kostete es, die Festung Krakau zu betreten. –

Ich hatte zwei Stunden Zeit bis zur Weiterfahrt. Zunächst suchte ich das Jesuiten-Kollegium auf, das in der Kopernikus-Straße (Kopernika 26) liegt. Der Jesuitenpater J. Nowokowski war, abermals durch die Fürsorge meines Nachbarn Schmidinger, von meiner Ankunft verständigt. Ich fand die freundlichste Aufnahme. Der Pater spricht ein tadelloses Deutsch, war schon in Trezesniów und Haczow und gab mir bereitwilligst Auskunft über die Fahrt dorthin und Empfehlungen an die dortigen Geistlichen mit. Ich äußerte meine Absicht, auf der Rückreise Krakau näher anzuschauen. Sofort bot er sich mir als Führer an. Nachdem ich im Konvikt, dessen größere Hälfte zu einem Lazarett umgewandelt ist, eine kleine Erfrischung zu mir genommen hatte, gab mir der liebenswürdige Pater das Geleite zum Bahnhof zurück. Das Wiedersehen, das er mir nachrief, hat sich leider nicht verwirklicht, da ich mich bei der Rückkehr in Krakau nicht länger aufhalten konnte. Auf dem Bahnhof erfuhr ich, daß der Mittagszug nach Tarnow keinen Anschluß habe. Ich kehrte also in die Stadt zurück. Inzwischen hatte ein heftiger Regen eingesetzt. Beim Mittagessen, das ich in

einem guten Restaurant (restauracja) einnahm, erkundigte ich mich nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der Kellner sprach etwas deutsch. Er nannte mir die Tuchhalle, den Wawel und verschiedene Kirchen. Da ich bei dem schlechten Wetter den Jesuitenpater nicht belästigen wollte, ging ich zunächst planlos in der Stadt umher. Bald sah ich, daß ich auf diese Weise nicht viel gewinne. Ich wollte daher in einer Buchhandlung einen deutschen Führer durch Krakau kaufen, erhielt aber keinen. Ich setzte also meine Forschungsreise ohne solchen fort. Eine Kirche mit einem herrlichen Portal fiel mir auf. Es war die Dominikaner-Kirche, die ich auch betrat. Doch enttäuschte das Innere. Jetzt erblickte ich einen eigenartigen Bau. Anfangs hielt ich ihn für das Rathaus. Beim Näherkommen merkte ich, daß es die mir vom Kellner bezeichnete Tuchhalle sei. Ich stand in einem langen, ziemlich hohen Gewölbe. Rechts und links reiht sich Kaufladen an Kaufladen. Die Verkäufer waren, wie ich bald bemerkte, fast nur Juden und Jüdinnen. Ein reges Leben herrschte. Die meisten Besucher wollten wohl nur im Trockenen sich ergehen wie ich. Gekauft wurde wenig, obwohl besonders die Jüdinnen recht aufdringlich waren. Eine, die in mir jedenfalls den Fremden erkannte, bot mir allerlei Andenken an Krakau an. Ich kaufte richtig ein buntes Damen-Lederfläschchen, wie immer ohne zu feilschen, und erfuhr später, daß ich nochmal soviel gezahlt hatte, als der Gegenstand wert war. Und die Jüdin gab sie mir ausnahmsweise billig, wie sie hoch und teuer versicherte. Das Ansichtenalbum von Krakau, das ich auch erstand, muß ich irgendwo liegengelassen haben; wenigstens brachte ich es nicht mit nach Hause.

Nach langer Irrfahrt, die mich auch ins Judenviertel brachte – wenigstens stand hier vor jedem schmutzigen Laden ein Jude mit Kaftan und Locke –, war ich endlich am Fuße des Wawel, eines die Stadt überragenden Hügels angelangt, auf welchem sich majestätisch die alte Königsburg und der Dom erheben. In letzterem ist ein gutes Stück polnischer Geschichte begraben. Zahlreiche Grabdenkmäler und Inschriften führen den Besucher zurück in die Glanzzeit Polens, von deren Wiederholung viele Polen träumen. Möchte es kein Traum bleiben!

Es wäre jetzt Zeit gewesen, zur Bahn zu fahren. Krakau hat nämlich auch eine elektrische Straßenbahn. Ebenfalls mit weiblicher Bedienung. Aber da es immer noch regnete, ich auch Galizien am Tag durchfahren wollte, entschloß ich mich, in Krakau zu übernachten. Auf den Bahnhof mußte ich aber doch, da ich dort mein Gepäck gelassen hatte. Ich sprang in den nächsten Wagen, nannte der Schaffnerin den Bahnhof als mein Ziel und setzte mich ruhig hin. Die Fahrt dauerte auffallend lange. Endlich waren

wir am Ziel, aber nicht am Bahnhof, sondern am Ende des Trambahngleises. Da sei auch ein Bahnhof in der Nähe, sagte mir ein Jude, aber nicht der Hauptbahnhof. Der liege ungefähr in entgegengesetzter Richtung. Ich hätte als statt dworzec (Bahnhof) dworzec główny (Hauptbahnhof) sagen sollen. Das erste Wort hatte ich mir aus meinem Sprachführer gemerkt. Aber so geht es, wenn man ohne Führer und ohne Plan in einer fremden Stadt umherwandert, deren Bewohner eine unbekannt Sprache reden. Ich hatte meine Reisevorbereitungen eben nur im Hinblick auf den eigentlichen Zweck getroffen, sonst hätte ich mich nicht derart verirrt. Doch erreichte ich schließlich auch den Hauptbahnhof, durfte aufgrund meiner Papiere unbeanstandet hinein und wieder heraus, und suchte dann ein nahes Hotel auf, dessen Portier sofort meinen polizeilichen Meldeschein verlangte. Für sechs Kronen bekam ich ein schönes Zimmer im ersten Stock. Mit einem Polen, einem österreichischen Finanzbeamten, unterhielt ich mich vorzüglich in deutscher Sprache.

Durch Westgalizien

Am Donnerstag, den 23. März, vormittags neun Uhr, verließ ich Krakau und fuhr gegen Tarnow. Auf diesen Teil meiner Fahrt war ich besonders begierig und ich nahm mir vor, recht sorgfältig zu beobachten. Die Gegend bot zunächst wenig Anziehendes. Eine ziemlich einförmige Ebene, im Süden von einer bewaldeten Hügelkette begrenzt. Dann ein magerer Föhrenwald von der Art, wie man sie auf der Fahrt von Leipzig nach Cottbus wiederholt durchfährt. Auf den Feldern grünte die Wintersaat, oder der Bauer pflügte und säte. Spuren des Krieges wurden lange nicht sichtbar. Endlich vor der Station Bogawlowice erblickte ich rechts im Walde verlassene Schützengräben und Unterstände. Sonst sahen wir wenig mehr bis zu dem im Mai oft genannten Dunajec. Die Eisenbahnbrücke über den Fluß war von den Russen zerstört worden. Ganz langsam schleppte sich der Zug über die Brücke. Ebenso war es an der Biala und bei allen anderen Brücken, über die wir fuhren. Die Russen hatten bei ihrem Rückzug fast alle in die Luft gesprengt, die hölzernen Straßenbrücken mit Petroleum übergossen und angezündet. Nach 12 Uhr waren wir in Tarnow und damit im eigentlichen Kampfgebiet vom Mai 1915. Hier stand die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand. In Tarnow mußte ich umsteigen in den Zug nach Stroze und Grybów. Nach Süden ging es im Bialatale. Nun traten uns überall die Spuren des wilden Kampfes entgegen. Fast ganz zusammengeschossene Häuser, abgedeckte Fabrikgebäude mit völlig unversehrten Schloten, verlassene,

zum Teil wieder eingefüllte Schützengräben, trichterförmige Granatlöcher in Wiesen und Feldern, frisch ausgebesserte Straßendämme erinnern noch an eine der glänzendsten Unternehmungen deutscher und österreichischer Truppen in diesem Weltkrieg.

Vor Tuchow sah ich das erste Kriegergrab; ein kleiner Erdhügel, ein schlichtes Holzkreuz, darauf eine österreichische Kappe. Hier ruhten jedenfalls tapferere Österreicher, die am 2. und 3. Mai beim Ringen um die starken Befestigungen auf den Höhen beiderseits der Biala gefallen waren. Solche Kriegergräber sah ich von da an viele. Hier ringsum ein Feldkreuz dort am Fuße eines bewaldeten Hügels. Nicht ohne Absicht schienen die Plätze gewählt. Jedesmal beim Anblick mußte ich an meinen toten Sohn denken. In einem derartigen Grab wird auch er liegen, harrend der Auferstehung. Dieses Weh durchzuckte mich.

Weiter ging die Fahrt nach Gromnik. Hier mußte ein hartnäckiger Kampf gewütet haben. Das Stationsgebäude wies zahlreiche Löcher auf, in welche die Kugeln eingeschlagen hatten. Am Güterschuppen war das Dach abgedeckt; Nebenan scheinen Maschinengewehre eingegraben gewesen zu sein. Viele Häuser im Orte sind stark beschädigt. Außerhalb des Dorfes ist ein kleiner Soldatenfriedhof mit einem großen Holzkreuz.

In Stroze hatte ich über eine Stunde Aufenthalt. Um drei Uhr ging die Fahrt weiter nach Rymanow. Die Bahn steigt hier in die hügelige Landschaft. Man merkt es schon an der langsamen Fahrt. Wir haben wohl schon die Ausläufer der Karpaten vor uns. Die Höhen sind in ihrem unteren Teil angebaut, die obere Hälfte ist bewaldet. Ein bis auf den Grund niedergebranntes Haus steht auf der Höhe. Die Russen haben es aus reinem Übermut angezündet, wie mein Reisegefährte, ein junger jüdischer Kaufmann ohne Locken, mir erzählte. In Zugorzany steht ein ganzer Zug mit lauter Petroleumwagen. Südlich davor liegt Gorlice, nach dem die weltberühmte Durchbruchschlacht benannt ist. „Das müssen sie sehen!“ sagte mein Begleiter. Leider hatte ich keine Zeit dazu. Nach Gorlice führt eine Sackbahn, und der Abstecher hätte mich bei der schlechten Verbindung sicher einen Tag gekostet. In Biecz stiegen mehrere Klosterfrauen aus. Um die Höhen nördlich davon ward am 4. Mai heftig gekämpft worden. Zerfallene Häuser und zerstörte Brücken erinnern noch daran. Um $\frac{3}{4}$ 5 Uhr waren wir in Jaslo. Hier war der Sitz des russischen Armee-Oberkommandos. Im Hotel „Kraakowia“ war Fürst Radko Dimitrjew mit seinem Stabe einquartiert. Als es bei Gorlice schiefging, flüchtete er schleunigst nach Brzeszów. So erzählte mir mein jüdischer Gefährte, bevor er ausstieg. Neben dem Bahnhof ist eine Karbolineum-Fabrik, die durch die Beschießung stark gelitten hat.



Kriegsschauplatz Galizien 1915/16.

Die nächste größere Station ist Krosno, das am 7. Mai abends von einer ungarischen Division gestürmt worden war. Da es schon dunkelte, konnte ich nicht mehr viel von der Stadt sehen.

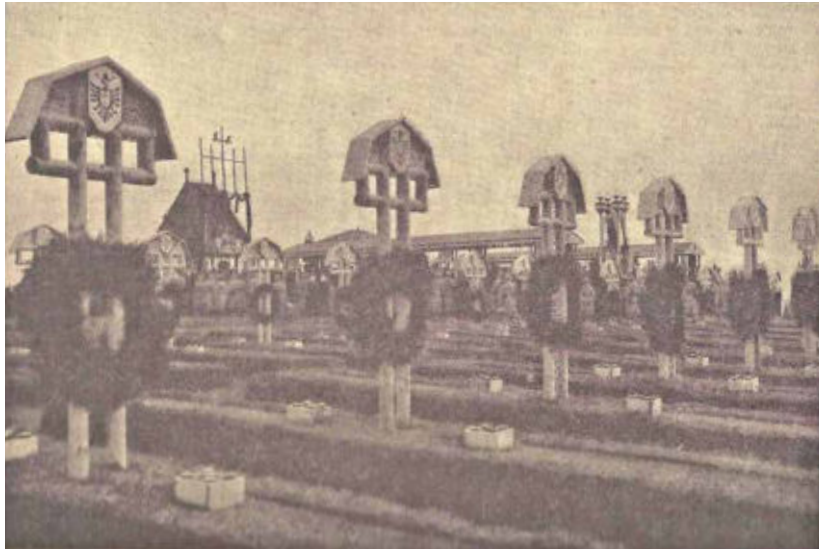
Endlich am Donnerstag, den 23. März, abends 7 Uhr, kam ich in Rymanow an. Es war schon Nacht und regnete. Der Bahnhof liegt einige Kilometer vom gleichnamigen Städtchen entfernt. Bei der Station sind nur wenige Häuser, darunter ein jüdisches Wirtshaus. Ich konnte bei der Nacht nicht nach dem mir fremden Haczow gehen. Deshalb blieb ich auf den Rat des Stationschefs im Gasthaus. Dieser leistete mir auch Gesellschaft und erzählte mir von den Kämpfen am 7. und 8. Mai 1915.

Der Bahnhof in Rymanow sei damals vollständig zusammengeschossen worden. Die Russen hätten verzweifelt Widerstand geleistet. Auch Bayern seien hier durchgekommen. In einem Garten nahe am Bahnhof befanden sich Soldatengräber. Es gesellten sich im Lauf des Abends noch der ruthenische Pfarrer, ein Gutsverwalter und dessen Schwager, ein pensionierter Eisenbahner, zu uns. Letzterer, ein geborener Wiener, der aber schon 40 Jahre in Galizien lebte, war ein sehr gesprächiger Herr. Der Gutsverwalter, ein russischer Pole, der trotz seiner 68 Jahre noch sehr rüstig war, hatte

als 15jähriger Knabe im Jahre 1863 den polnischen Aufstand mitgemacht, stand auf der Proskriptionsliste und rettete sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes vor den russischen Verfolgern. Noch heute gilt er als einer der schneidigsten Reiter der ganzen Gegend. Damals flüchtete er nach Galizien und brachte es hier nach manchen Wechselfällen des Glückes zum Verwalter eines großen Gutes. Da der Stationschef, der pensionierte Eisenbahner und der ruthenische Pfarrer Deutsch sprachen, entwickelte sich bald eine recht lebhaftere Unterhaltung, an der nur der Gutsverwalter zu seinem größten Bedauern nicht teilnehmen konnte. Ein Sohn desselben geriet bald nach Kriegsbeginn in russische Gefangenschaft und hat erst nach 18 Monaten etwas von sich hören lassen. Allerdings hatte er wiederholt geschrieben, die Eltern aber haben keinen Brief erhalten. Ich trank Bier, die anderen Herren Tee mit Rum. Auf Befehl des Verwalters brachte die Jüdin sogar frische Bettwäsche. Er blieb nämlich im gleichen Zimmer wie ich über Nacht. Der Mann der Jüdin war von den Russen mitgeschleppt worden und befindet sich noch irgendwo in Rußland. Die Frau hielt sich während der Invasion in Wien auf. Dort hatten die Kinder deutsch gelernt. Als der Stationschef und der alte Eisenbahner sich verabschiedeten, küßten die beiden Schwäger einander so kräftig, als ob es ein Abschied für immer wäre. Polnische Sitte! Ich war nun mit dem Verwalter allein. Wir beide bedauerten wohl gleich stark, daß keiner die Sprache des anderen verstand. Die Zeichensprache und mein polnischer Sprachführer halfen nur notdürftig. Mit einem „dobra noc“ (gute Nacht) beendete ich unsere stumme Unterhaltung.

Mein Lager bestand aus einem Strohsack und einer wollenen Decke. Dafür bezahlte ich 3 Kronen 50 Heller. Mein Schlafgenosse stand schon um vier Uhr auf und entfernte sich. Dadurch wurde auch ich geweckt. Es fiel mir auf, daß es trotz der frühen Stunde schon auffallend hell war. Die Ursache war klar. Ich befand mich ja sehr weit östlich. Gegen sechs Uhr erschien der Verwalter wieder. Die Wirtstochter brachte uns Kaffee, den wir wieder schweigend tranken. Dann verabschiedeten wir uns wohl auf Nimmerwiedersehen. Um nicht zu viel Gepäck zu haben, ließ ich meine Reisedecke im Wirtshaus zurück, was ich später sehr bereuen mußte.

Ein Knabe führte mich nach der nahen Knochenmühle. Hier waren in einem Garten mehrere Soldatengräber, darunter auch das des Gefreiten Hans Schwärzer von der 4. Kompanie des 13. Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments, also eines Kompaniekameraden und Freundes meines Sohnes. Bei den deutschen Gräbern sind die Namen der Darinliegenden angegeben. Auf den Gräbern der Russen stand nur: Hier liegen tapfere Russen. Zum ersten Mal weilte ich vor einem Kriegergrab und wieder wurde ich vom



Soldatenfriedhof bei Gorlice.

schmerzlichen Weh ergriffen. Nachdem ich für die Seelenruhe der Helden gebetet, gab ich meinem jungen Führer ein Trinkgeld und ging auf der Landstraße Haczow zu, das etwa fünf Kilometer vom Bahnhof Rymanow entfernt ist

Von Rymanow nach Brzozów

Ich befand mich nun in einer ziemlich ausgedehnten Ebene, die gegen Norden von einem langen mäßigen Höhenzug begrenzt ist. Zwischen mir und diesen Höhen fließt der Wislok. Hier tobte vom 8. bis 11. Mai vorigen Jahres 1915 die Schlacht von Sanok-Rzezow. Die Armee Mackensen hatte am 8. Mai harte Kämpfe um die vor mir liegende Höhe zu bestehen. Und in diesen Kämpfen sollten auch die beiden jungen Kriegsfreiwilligen aus Donauwörth ihr Leben opfern müssen. Vielleicht überquerten sie die gleiche Straße, auf der ich eben marschierte. Trezesniów, das 1200 Einwohner zählt, liegt rechts von mir; deutlich sehe ich den roten Backsteinbau der Kirche. Nach eine Stunde war ich in Haczow, einem großen, weit ausgedehnten Dorfe. Ich suchte nach dem Kirchturm, fand ihn aber lange nicht. Endlich sah ich eine Spitze über die Häuser emporragen. Es war ein hölzerner

Turm neben einem mit moosbewachsenen Schindeln gedeckten Kirchlein aus gleichem Material. Also eine Holzkirche hatte ich vor mir, die wirklich einen malerischen Anblick bot. Sie wurde im Jahr 1624 erbaut.

Ein Jude zeigte mir die Wohnung des Gendarmen. Der Weg führte an der Dorfschule vorbei, an dem massigen Bau stand mit großen Lettern geschrieben: Szkoła ludowa (Volksschule). Ein mattes Glöcklein läutete zur Messe. Frauen und Mädchen in ihrer bunten Tracht eilten zur altherwürdigen Kirche. Männer mit Pelzmützen fuhren mit Pflug und Wagen aufs Feld hinaus.

In der Gendarmerie hatte man auf so frühen Besuch kaum gerechnet. Ich wurde aber von dem Wachtmeister aufs freundlichste empfangen, und ehe ich noch meinen Namen sagte, hatte er schon erraten, daß ich der angemeldete Professor aus Donauwörth sei. Ich bestätigte seine Vermutung. Da ich wohl wußte, daß man auf der Polizei sich ordentlich auszuweisen hat, zeigte ich meinen Paß vor. Zu meinem nicht geringen Schrecken erfuhr ich, daß der Gendarm von Przemysl noch keine Anweisung für die Graböffnung erhalten habe. Auch von der Bezirkshauptmannschaft in Brzozów war noch nichts da, auch diese müsse, meinte er, unbedingt verständigt werden. Ich erzählte ihm nun das Mißgeschick mit dem Schreiben von Przemysl in München. Das verzögerte die Sache allerdings, bemerkte der Wachtmeister, aber nach Brzozów mußte ich noch fahren.

Er erbot sich sofort, mir einen Wagen oder Brütschka (bryczka) dahin zu besorgen; inzwischen brachte mir seine Frau in gastfreundlichster Weise eine Tasse Kaffee mit Schwarzbrot. Während der Wachtmeister ziemlich gut Deutsch sprach, verstand seine Frau nur wenige Worte. Wir konnten uns also nicht sonderlich gut unterhalten. Bald erschien der Wachtmeister wieder. Er hatte einen Bauern gefunden, der mich für 10 Kronen nach dem 19 Kilometer entfernten Bezirkshauptort Brzozów fahren wollte. Der Fuhrmann verstand kein deutsches Wort. Es war also nicht zu befürchten, daß wir unterwegs in Streit geraten könnten. Nur ein Pferd war vor das kleine Leiterwägelchen gespannt. Trotzdem ging es ziemlich rasch bergauf und bergab. Die galizischen Pferde sind meist kleine, schwächliche Tiere mit schlankem Leib und federnden Beinen. Sie scheinen sehr zäh und ausdauernd zu sein. Es wird immer rasch gefahren, selbst beim Mistfahren geht es im Trab. Durch Haczow fließt der Wislok. Die Brücke über den Fluß hatten die Russen in Brand gesteckt. Deutsche Pioniere errichteten eine Notbrücke, die jetzt noch benützt wird. Eben wurde am Wiederaufbau der eigentlichen Brücke unter Beihilfe von russischen Gefangenen gearbeitet. Noch öfters sah ich gefangene Russen beim Straßen- und Brückenbau. So

müssen Russen wieder aufbauen, was ihre Landsleute niedergerissen haben. Wir zwei, der polnische Bauer und ich, fuhren also in den unfreundlichen Tag hinein. Von den schneebedeckten Höhen der Karpaten blies ein kalter Wind, und ich dachte sehnsüchtig an meine in Rymanow zurückgelassene Reisedecke. Mein Fuhrmann hatte wenigstens seinen Schafpelz. Endlos zog sich das Dorf hin. An mehreren abgeräumten Brandstätten kamen wir vorbei. Andere wurden eben wieder aufgebaut. Einige neue Häuser standen schon fertig da. Diese waren massiv gebaut aus Backsteinen und mit Ziegeln gedeckt, während die alten Behausungen lauter mit Stroh bedeckte Blockhütten sind. Angebrannte Obstbäume streckten ihre halb verkohlten Äste zum Himmel empor. In kurzen Zwischenräumen waren Bildstöcke aufgestellt oder Heiligenbilder in einem Baum eingeschnitten. Jedes Mal nahm mein Fuhrmann die Pelzmütze herab und bekreuzigte sich andächtig.

Wir erreichten die Flurgrenze von Trzesniów. Die beiden Dörfer Haczow und Trzesniów sind sicher sechs Kilometer voneinander entfernt. Der Fremde aber meint, sie gehörten zusammen, da an der Landstraße ein Haus nach dem anderen steht. Ich war nun in der Dorfmark, mit der ich mich schon so viel in meinen Gedanken beschäftigt, in der ich in den nächsten Tagen das Grab meines Sohnes suchen wollte. In einem Garten waren mehrere Soldatengräber nebeneinander. Ich ahnte noch nicht, daß hier auch mein junger Held ruhe. Manche Frage hätte ich gerne an meinen Fuhrmann gestellt, aber ein unüberbrückbares Hindernis lag zwischen uns: Er verstand nicht deutsch, ich nicht polnisch.

Die ziegelrote Kirche fiel mir wieder auf. Ich meinte, die Form auf einer Vorlage zu einem Ankersteinbaukasten schon gesehen zu haben. Jedenfalls paßte sie nicht recht zu den Holzhütten und Strohdächern ihrer Umgebung. Als ich einige Tage später das Innere sah, fand ich die Ausstattung nicht im richtigen Verhältnis zum ganzen Bau. Inzwischen waren wir längst weiter gefahren. Rechts lag Buków, um das am 9. Mai gestritten wurde. Überall noch Spuren des Kampfes.

Endlich tauchte das Städtchen Brzozów vor uns auf. Auf einer Anhöhe um den sich anschließenden Abhang dehnte es sich aus. Die Kirche mit den zwei Türmen und der mächtigen Kuppel ist weithin sichtbar. Von der Ferne ist es ein hübsches Bild. Fährt man aber durch die schmutzige Straße, ist man arg enttäuscht. In eine Art Schuppen fährt der Wagen. Ich sehe nirgends ein Schild oder eine Aufschrift, die ein Gasthaus erkennen läßt. Neben der Scheune ist ein Stall zur Unterkunft für die Pferde. Die Konditorei daneben war, wie ich später erfuhr, das einzige Gasthaus im Orte, in dem man anständig speisen konnte.

Erlebnisse in Brzozów

Mein Kutscher zeigte mir die Bezirkshauptmannschaft. Viele Leute warteten schon im Zimmer vor dem Bureau des Bezirkshauptmanns. Mit Hilfe eines Schreibers, der einem sich vordrängenden Juden einfach einen leisen Stoß gab, glückte es mir bald einzutreten. Der Bezirkshauptmann, ein noch jugendlicher, liebenswürdiger Pole, fragte, nachdem ich ihm mein Ansuchen vorgetragen, sofort wieder nach meinem Erlaubnisschein von Przemysl. Ohne diesen könne er mir die Genehmigung zum Graböffnen nicht geben. Ich erzählte ihm die Geschichte des Schriftstücks und schlug ihm vor, beim Militärkommando in Przemysl telegrafisch anzufragen. Sofort setzte er das Telegramm auf, las es mir vor, und nach einer kleinen Änderung im Ausdruck war ich mit dem Wortlaut einverstanden. „Wann könnte wohl die Antwort einlaufen?“ fragte ich. „Im günstigsten Falle bis Nachmittags vier oder fünf Uhr“, meinte er.

In der Konditorei (cukiernia) aß ich zu Mittag. Daß jedes Land seine eigene Kochkunst hat, sah ich auch hier. Vor allem fiel mir die Suppe durch ihre dunkelrote Farbe auf. Kostend merkte ich, daß sie nach roten Rüben (Ranzen) schmeckte, daher auch die Farbe. Das Gasthaus bestand aus zwei kleinen Zimmern. In dem einen standen zwei, in dem anderen vier runde Tische. Es war daher bald gefüllt. Zwei deutsch sprechende österreichische Offiziere, ein Hauptmann und ein Oberleutnant, saßen am Tische neben mir. Sie bildeten die sogenannte Überprüfungscommission, welche die bisher nicht einberufenen Männer zu untersuchen und auch nach eventuellen Drückebergern zu fahnden hatte, die sich namentlich bei den Juden finden. Beim Spaziergehen begegneten mir wiederholt Juden, die von zwei „Hechtgrauen“ trotz ihres lebhaften Protestes nach dem Überprüfungslokal getrieben wurden. Solche Unzuverlässige wurden sofort zurückgehalten und direkt zum Truppenteil abgeschubt, für den sie bestimmt sind. Vor derartigen Helden – dachte ich mir – werden die Russen und Italiener längst Angst haben. Am Nachmittag sah ich mir das Städtchen näher an, wozu ich nicht lange brauchte. Die Kirche, das Bezirkshauptmannschaftsgebäude, das Gymnasium und noch einige öffentliche Gebäude erinnerten mich daran, daß ich in einer Stadt sei. Die vielen kleinen strohbedeckten Hütten, die zahlreichen Juden, die von Schmutz strotzenden Jüdinnen vor den Verkaufsläden, die besser als Löcher bezeichnet würden, sagten mir, daß ich in Polen mich befinde.

Zufällig kam ich in die Wohnung eines Juden. Ich wollte in der Trafik Zigarren kaufen, bekam aber keine. Ein Jude, an den ich mich wandte, riet

mir, zum Inhaber der Trafik selbst zu gehen, und zeigte mir auch dessen Wohnung. Es war ein zweistöckiger Backsteinbau ohne Bewurf. Im oberen Stock wohnte der Traffic-Jude. Eine alte, halb zerfallene Stiege führte in den ersten Stock. Von den Wänden war der Mörtel gefallen, Staub und Schmutz zeigten, daß hier Besen und Putzbürste sehr geschont werden. An der ersten Türe klopfte ich, und auf das polnische „Proscha“ (Herein) betrat ich die Küche, in welcher zwei Frauen standen, während etwa sechs bis acht Kinder auf dem Boden herumkrochen. Mein fragendes „Trafik?“ verstanden sie sofort und wiesen mich nach einer zweiten Türe, die am Ende eines langen Ganges sichtbar war. Auf dem Wege dorthin stolperte ich ein paar Mal über aus der Mauer gefallene Ziegelsteine. Das dadurch verursachte Geräusch enthob mich der Mühe des Anklopfens, denn unter der Türe erschien ein großer, kräftiger Jude mit graumeliertem Barte, auf jedem Arm ein kleines Kind. „Zigarren möchte ich kaufen“, sagte ich. Während wir ins Zimmer traten, erklärte er wiederholt, keine Zigarren zu haben. Im Zimmer war seine Frau. An ihrem schmutzigen Rock schmiegte sich ängstlich ein hübsches Tochterlein, das freilich auch nicht gewaschen war. Unter fortwährenden Klagen über den Mangel an Tabak und Zigarren suchte der Jude in einer Schublade und brachte bald eine zur Hälfte mit Zigarren gefüllte Schachtel hervor. Ich war ordentlich froh, wenigstens wieder eine Zigarre rauchen zu können in diesem weltabgelegenen Neste. Froh war ich auch, als ich das schmutzige Haus wieder hinter mir hatte. In meiner Herberge ließ ich mir zum schwarzen Kaffee eine Zigarre wohl schmecken. Leider fehlte mir eine deutsche Zeitung. Eine solche sah ich in Brzozów nicht.

Auf meine Anfrage in der Bezirkshauptmannschaft erfuhr ich dann, daß die Antwort von Przemysl noch nicht eingetroffen sei und jedenfalls erst am nächsten Tage eintreffen werde. Das warf alle meine Berechnungen über den Haufen; denn am Samstag, den 25. März, wollte ich die Gräber öffnen lassen. Ich wußte nämlich nicht, daß am Fest Maria Verkündigung in Polen noch Feiertag sei. Also selbst wenn die Antwort am Freitag eingetroffen wäre, hätte die Graböffnung vor Montag nicht stattfinden können. Ich war darob freilich sehr ärgerlich. Es blieb mir nichts übrig, als in Brzozów zu übernachten.

Zunächst schickte ich meinen Fuhrmann nach Haczow zurück mit einem kurzen Schreiben an den Gendarmen, indem ich ihn über den Grund meines Nichterscheinens aufklärte. Dann hieß es ein Nachtquartier suchen. In Brzozow gibt es kein Hotel, keinen Gasthof, in dem Fremde übernachten können. Ich fragte den Konditor um Rat. Er wies mich nach einem nahen Hause, in welchem der städtische Steuereinnahmer wohnte. Seine Frau be-

treibt ein Schnittwarengeschäft. Dieses betrat ich. Zwei junge Polinnen, wohl die Töchter des Einnehmers, waren im Laden. Sie meinten natürlich, ich wolle etwas kaufen, und breiteten mehrere der bunten Stoffe vor mir aus. Als ich ihnen zu verstehen geben wollte, daß ich nichts kaufe, holten sie einen anderen Stoff und breiteten diesen vor mir aus. Ich sah, daß ich mich mit diesen jungen Damen so nicht verständigen könne. Zum Sprachführer nahm ich meine Zuflucht. Während ich darin blätterte, lief eines der Mädchen davon und erschien bald wieder mit einem Herrn, der mich in deutscher Sprache fragte, was ich wünsche. Dieser lebendige Sprachführer war mir lieber als mein gedruckter, der meistens versagte, wenn ich ihn brauchte. Nachdem wir uns verständigt hatten, mußten wir alle lachen über den komischen Irrtum, ich aber erhielt die Zusicherung, für vier Kronen übernachten zu dürfen.

Dieser Sorge war ich also glücklich ledig. Andere hatte ich noch genug. Am Montag wollte ich wieder zu Hause sein in meinem Berufe. Meine Amtsgenossen, denen der Krieg auch mehr Arbeit gebracht hatte, erwarteten mich jedenfalls sehnsüchtig. Und jetzt war freitagabends und ich hatte eigentlich noch gar nichts erreicht. Gerade, daß ich in Galizien war. Und in diesem langweiligen Städtchen mußte ich untätig sitzen und warten, wer weiß wie lang. Ich machte einen Spaziergang auf der Straße, die über die Höhe nach Westen führt. Der kalte Wind wehte noch immer wie am Vormittag, aber der Himmel hatte sich aufgeheitert, und die untergehende Sonne war in grelles Abendrot getaucht. Kein gutes Wetterzeichen! Es begann schon zu dunkeln, als ich wieder in die Konditorei, die zugleich Gasthof war, trat. Anfangs war ich allein, und bei meiner trüben Stimmung war mir dies nur erwünscht. Bald aber kamen zahlreiche Herren, und ich merkte bald, daß die Herren vom Gymnasium heute Kollegenabend hatten. Unter anderen Verhältnissen wäre ich sicher bald mitten unter ihnen gesessen. Aber an diesem Abend war mir alles zuwider. Die Herren sprachen polnisch. Nur hie und da klang ein lateinisches oder griechisches Wort an mein Ohr. Bald verabschiedete ich mich, trotz allem mit einem Augurenlächeln.

Mein Quartierherr, der von seiner Militärzeit her noch einige deutsche Wörter gerettet hatte, erzählte mir noch von einem preußischen Major, der im gleichen Zimmer geschlafen, in dem ich schlafen sollte. Dieser Major habe auch seinen Sohn, einen Ulanenleutnant, gesucht. Die Bewohner einer nahen Ortschaft hätten sofort die Photographie des jungen stattlichen Offiziers erkannt und dem Vater, der bis dahin über das Los seines Sohnes im Ungewissen war, das Grab gezeigt. Der Vater habe die Leiche exhumieren lassen. Also ein Schicksalsgenosse von mir. Seinen Namen las ich

am nächsten Morgen im Fremdenbuch, in das auch ich mich einschreiben mußte. „Denn jetzt wird alles sehr streng genommen“, sagte mein gesprächiger Wirt.

Als ich am Morgen auf meinem Strohsack erwachte, schlug der Regen heftig an das Fenster. Draußen war es schon recht lebhaft. Es mußten viele Leute auf der Straße gehen. Ich dachte noch nicht an den Feiertag. Erst beim Kaffeetrinken erfuhr ich es. Die Marienstage werden in Polen sehr feierlich begangen. Tags zuvor sah ich ein Denkmal, das errichtet war zu Ehren „Mariae, reginae Poloniae“. Der frühe Lärm war also von den Kirchgängern gekommen. Auch ich ging in die Kirche. Schon von weitem schlug Gesang und Orgelton an mein Ohr. Die Kirche war voll von Andächtigen. Der Gesang in polnischer Sprache gefiel mir ausnehmend. Recht weich und melodisch klang er. Durchaus nicht hart, wie man nach den vielen Konsonanten der polnischen Sprache erwarten sollte. Alles Volk sang mit. Das öftere Schlagen an die Brust, das Sichhinknien und Neigen des Oberkörpers bis auf den Boden fügte sich rhythmisch dem Gesange ein. Bei den Männern bemerkte ich die gleiche Andacht wie bei den Frauen. Und dieses fromme Volk ist als Nation so vom Unglück verfolgt! Vielleicht steigt eben jetzt das Morgenrot einer besseren Zukunft auf.

Die Kirche leerte sich allmählich. Bald aber füllte sie sich wieder. Es fand ein eigener Gottesdienst für die Volksschulen und das Gymnasium statt. Die Volksschüler wurden geführt von den Lehrern und Lehrerinnen. Letztere waren städtisch gekleidet mit ganz modernen Hüten, wie ich sie bei Polinnen bisher nicht gesehen hatte. Die Gymnasiasten hatten dunkelblaue Uniformen mit gleichfarbigen Kappen, die fast dieselbe Form aufwiesen wie die österreichischen Militärmützen. In Haltung und Benehmen unterschieden sich die Gymnasiasten nicht viel von den unsrigen. Auch in ihrer Bekleidung waren einige Professoren, die ich am Abend zuvor gesehen hatte. Gesungen wurde diesmal lateinisch mit polnischem Akzent. Unter den Schülern und Schülerinnen herrschte gute Ordnung. Nach dem Gottesdienst machte ich einen kleinen Spaziergang. Als bald sah ich eine zweispännige Equipage auf der Straße daher fahren. So etwas hatte ich in Galizien noch nicht gesehen. Ich ließ sie daher nicht aus dem Auge. Ein einzelner Herr saß darin und winkte mir. Jetzt erkannte ich erst den Bezirkshauptmann wieder. Er lud mich ein, mit ihm auf die Bezirkshauptmannschaft zu kommen. Vielleicht sei die Antwort von Przemysl jetzt da. Sie war leider noch nicht da. Ich wollte aber nicht länger in Brzozów bleiben. Unter Hinweis darauf, daß die Antwort bald kommen werde, ersuchte ich den Herrn Bezirkshauptmann, mir vorläufig die Erlaubnis zum Graböffnen zu erteilen

und der Gendarmerie in Haczow die nötigen Anweisungen geben zu lassen. Nach einigem Hin- und Herreden erklärte er sich zu einer provisorischen Erlaubnis bereit. Nur müsse er vorher den Herrn Kreisphysikus (Bezirksarzt) fragen. Wenn der vom sanitären Gesichtspunkte aus keine Bedenken erhebe, werde er der Gendarmerie befehlen, mir in jeder Hinsicht behilflich zu sein. Zum Schlusse glaubte er mich noch auf die Bestimmung aufmerksam machen zu müssen, daß Massengräber überhaupt nicht geöffnet werden dürfen. Ich fragte, was man denn eigentlich unter einem Massengrab verstehe. Er meinte jedes Grab, in welchem mehr als eine Leiche liege. Das bestritt ich höflich und erklärte, auf die vor mir liegende Schachtel Zigarren weisend, er werde doch nicht behaupten, daß er noch eine Masse Zigarren habe. Es waren nämlich noch etwa zehn Stück darin. Lächelnd erwiderte er, so genau werde das wohl nicht genommen werden. Ich dankte dem Herrn für sein freundliches Entgegenkommen und verließ froh über meinen Erfolg das Amtsgebäude.

Die Zeit bis zum Mittagstisch benützte ich zu einem Besuche des Friedhofes. Er lag ziemlich weit vor dem Städtchen draußen. Unterwegs begegnete ich zwei uniformierten Gymnasiasten. Ich fragte sie in deutscher Sprache nach dem Kirchhof. In fließendem Deutsch antwortete der größere. Sofort begann ich ein Gespräch mit ihnen. Sie waren in der 7. Klasse, die unserer achten entspricht. Welche Klassiker sie lesen, wie viele Stunden Deutsch sie wöchentlich hätten, was sie für Aufsätze machten, ob sie nicht auch bald einmal einrücken müßten, all das und noch anderes fragte ich sie, und sie gaben mir resolut Antwort. Ich las es ihnen vom Gesicht ab, daß sie gerne wissen wollten, wer und woher ich eigentlich sei. Ich klärte sie darüber auf, und sie zeigten lebhaftes Interesse für einen bayerischen Professor und sein Vaterland. Ob denn in Bayern gerade Ferien seien?, fragte der Ältere. „Das nicht!“ erwiderte ich, „aber ich habe Urlaub, um meinen Sohn zu suchen, der in dieser Gegend im Mai vorigen Jahres bei einer bayerischen Division mitgekämpft hat und seitdem vermißt ist.“ „Oh, die Bayern sind tapfere Soldaten!“ rief der Jüngere; „Ich weiß das aus der Geschichte. Auch bei der Einnahme von Przemysl haben sie sich ausgezeichnet. Bei der Siegesfeier in der Schule wurde das ausdrücklich hervorgehoben.“ „Die gleichen Regimenter“, fügte ich hinzu, „die im vorigem Jahre hier sich unsterblichen Ruhm erwarben, wurden erst vor einigen Tagen im deutschen Generalstabsbericht wegen ihres schneidigen Vorgehens bei Verdun belobt.“ „Aber von Ihrem Sohn müssen sie uns noch erzählen“, bat der Jüngere. Ich tat dies gern und verabschiedete mich dann von den beiden netten Studenten.

Beim Weitergehen wurde ich von einem fürchterlichen Hagelsturm über- rascht. Da mein Regenschirm keinen Schutz bot, flüchtete ich kurz ent- schlossen in die nächste an der Straße gelegene Hütte. Ein älterer Pole öff- nete die geschlossene Türe und führte mich in die angenehm erwärmte Stube, die zugleich als Küche diente. Die Frau stand am Herde mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt. Wir waren in der Hauptsache wiederum auf die Zeichensprache angewiesen, und ich glaube, wir haben uns ziemlich gut verstanden. Der Mann erzählte von der Anwesenheit der Russen, von ihrem gewalttätigem Auftreten, von den Kämpfen um Brzozów am 11. Mai 1915, von gewaltigem Kanonendonner, vom Zurückweichen der Russen, wie die Deutschen siegreich einzogen und als Befreier begrüßt wur- den. Auch daß ihr Ältester in den Karpaten gefallen sei und ihr Jüngster an der Süd-Front gegen die vertragsbrüchigen Italiener kämpfe. Er zeigte mir die Photographien der beiden und wies mit Stolz auf die Auszeichnung hin, die der Gefallene an der Brust trug. Die gesprächige Frau bestätigte die Worte ihres Mannes. Ich erklärte ihnen dann, daß ich aus Bavaria, aus der Nähe von Monachium sei und meinen Sohn suche, der am 8. Mai 1915 bei Trzesniów verwundet worden und seitdem vermißt sei. Ein sehr weiter Weg sei von Donauwörth bis nach Brzozów. Von Montag Früh bis Don- nerstagabend sei ich gefahren. Tiefe Teilnahme drückte sich in den Mienen der beiden aus, und Tränen rollten über die gefurchten Wangen der Frau. Schluchzend zeigte sie mir die letzte Karte ihres toten Helden. Es war eine eigenartige Unterhaltung zwischen uns, die das Unwetter bekannt gemacht und die das gleiche Unglück einander nähergebracht, zwischen Leuten, die sich noch nie gesehen und die sich auch wohl nie mehr im Leben sehen werden. Das bringt auch der Krieg fertig.

Der Regen hatte etwas nachgelassen. Daher verabschiedete ich mich von dem gar zutraulichen Ehepaare so herzlich, als ob wir uns schon seit Jahren gekannt, und lenkte meine Schritte zum nahen Friedhof. Manches hat mir in Galizien nicht gefallen, am wenigsten aber die Friedhöfe. Von der Ferne machen sie den Eindruck eines kleinen Parks. Hohe Bäume beschatten die Grabstätten, dazwischen gedeiht üppiges niederes Gesträuch. Aber keine Mauer umfriedet sie, manchmal nur ein lebender Zaun aus Fichten, der aber nie den ganzen Kirchhof abschließt. Man sieht keine wohlgepflegten Gräber, wohl aber mit dichtem Grase bewachsene Grabhügel, keine saube- ren Wege, keine Ordnung, keine Reihenfolge. Grabsteine in unserem Sinne sind höchst selten, nur die Familie des Gutsherrn besitzt eine Ahnengruft mit einem meist recht schwerfälligem Denkmal. Die übrigen Sterblichen begnügen sich mit einem sehr einfachen Holzkreuz. Auf Kindergräbern sah



*Die projektierte neue Kirche in Haczow
(Galizien)*

ich sogar nur abgeschnittene Bir- kenzweige. Ob diese eine symbol- sche Bedeutung haben, konnte ich nicht erfahren. Da die Kirch- hofmauer fehlte, ist es nicht zu verwundern, wenn Hunde, Kat- zen und Hühner hier ungestört Zutritt haben. In einem Friedhof sah ich ausgegrabene Knochen mehrfach herumliegen.

Im Friedhof von Brzozów fand ich zwei österreichische Mas- sengräber, jedes mit der In- schrift: „Hier ruhen zwölf österreichische Helden, ge- fallen im Oktober 1914 für

Kaiser und Vaterland.“ Namen sind nicht angegeben. Auch ein deut- sches Grab befindet sich im Friedhof. In demselben liegen zehn deut- sche Soldaten, deren Namen auf einem Blechtäfelchen eingegraben sind. Die Gefallenen gehörten ausschließlich preußischen Regimentern an. Im Friedhof von Haczów sah ich eigentliche Massengräber. In einem ruhen 69 deutsche Helden, im anderen 30. Sie fielen alle am 8. und 9. Mai. In einem Einzelgrabe liegt der Leutnant Hans von Kracht, der am 13. Mai den Heldentod starb. Russen sind in Haczów nicht weniger als 400 begraben. Auf den Grabhügeln stecken einige verrostete Seitengewehre, die Spitzen der einfachen Holzkreuze sind mit verwitterten Pickelhauben ge- schmückt. Auch im Friedhofe von Trzesniów ist ein Soldatengrab mit zehn Bayern, deren Namen im Pfarrbuche aufgezeichnet sind. Es sind dies Josef Härtlein, Petrus Löscher, Martin Harbogast, Josef Seitz von Greding, Josef Rauch, Josef Eiglmeier, Christof Meisl, Ferdinand Fee, Johannes Montag und Friedrich Dechant. In Bukow liegen Ludwig Limmer, Albert Schmied, Julius Hahn, Julius Nußbaum (Unteroftizier), Diepold aus Wettstetten, Niemeier, Hahn, Josef Heil, Dietelmeier. Vom Friedhof in Brzozów kehrte ich wieder in die Stadt zurück, deren Straßen jetzt durch den Regen noch schmutziger waren. Während des Mittagessens überreichte mir der Herr Kommissar (Assessor) ein Schreiben mit einer Empfehlung vom Herrn Be- zirkshauptmann. Das Schreiben war in polnischer Sprache abgefaßt und besagte, daß gegen die Graböffnung vom sanitären Gesichtspunkt aus keine Erinnerung bestehe, nur müsse ein Arzt zugegen sein.

Mündlich ließ mir der Bezirkshauptmann noch sagen, ich möge mit dem Kreisphysikus Tag und Stunde der Graböffnung vereinbaren. Letzterer war auch Mitglied der Überprüfungscommission. Mit den beiden Offizieren, dem Hauptmann und dem Oberleutnant, begab ich mich in das Judenwirthaus, in dem die Kommission arbeitete. Dort traf ich den 68jährigen, aber noch rüstigen Herrn. Vor allem klärte er mich darüber auf, daß Massengräber nicht geöffnet werden dürfen. „Kommt Zeit, kommt Rat“, dachte ich mir. Dann schrieb er ein Rezept für Karbolsäure, die ich in der nahen Apotheke zu kaufen hatte. Schließlich setzten wir als Termin der Graböffnung Montag, den 27. März, vormittags neun Uhr fest. Er erklärte, falls er wahrscheinlich selbst keine Zeit hätte zu kommen, würde er einen jüngeren Kollegen schicken. Nachdem ich mich nochmals versichert, daß ich bestimmt auf das Erscheinen eines Arztes zur festgesetzten Stunde in Trzesniów rechnen könne, verabschiedete ich mich von dem Herrn der Kommission und besonders von dem lebenswürdigen Hauptmann. So hatte ich also den Zweck meiner Fahrt nach Brzozów doch noch erreicht.

Nun galt es, so rasch wie möglich fortzukommen. Es regnete noch in Strömen. Der Zuckerbäcker, den ich wegen eines Wagens befragte, meinte, bei dem schlechten Wetter werde sich kaum jemand finden, der noch nach Trzesniów oder Haczów fahre, zumal es Feiertag sei. Ich wandte mich an meinen Quartiergeber. Von dem erfuhr ich, daß Bauern von Trzesniów und Haczów da seien bei der Überprüfung. Da könnte ich mitfahren. Auf der Straße stand wirklich eine mit zwei Pferden bespannte Brüsckka zur Heimfahrt bereit. „Der ist von Trzesniów“, sagte mein Quartierherr. In der Nähe sah ich einen Juden. Durch diesen ließ ich den Bauern fragen, ob ich mitfahren dürfe. Der bejahte und bedauerte nur, keine Decke bei sich zu haben. Das störte mich nicht, und ich setzte mich auf das nasse, mit etwas Stroh bedeckte Brett. Noch vier Männer kamen, die ebenfalls mitfahren wollten, drei Bauern und ein Schreiber von der Bezirkshauptmannschaft. Die Bauern waren bei der Musterung gewesen und waren alle für tauglich befunden worden. Sie waren 45 bis 50 Jahre alt. Einer davon war etwas angeheitert. Es war weder eine bequeme noch eine angenehme Fahrt. Trotz meines Regenschirms wurde ich fast ganz durchnäßt. Die Räder warfen den Straßenkot an die Kleider, und vom Schirm meines Nachbarn tropfte das Wasser auf meinen Überzieher. Aber es ging doch ziemlich rasch voran und ich hatte im Leben längst gelernt, daß man sich durch größere oder kleinere Unbequemlichkeiten nicht stören lassen dürfe. Freilich, mancher meiner Bekannten hätte wohl etwas sonderbar geschaut, wenn er mich auf dieser Fahrt gesehen hätte. Für mich war die Hauptsache, daß ich meinem Ziele näherkam. Und das war nun der Fall.

Wieder in Trzesniów und Haczów

Gegen fünf Uhr hielten wir vor dem Pfarrhof in Trzesniów. Ich traf den Pfarrer zu Hause, der mich freundlich wie einen alten Bekannten begrüßte. Im gewissen Sinne waren wir auch Bekannte. Hatten wir doch seit nahezu neun Monaten wiederholt brieflich miteinander verkehrt, meistens freilich unter Vermittlung des Pater Scholtjsek. Auf meine wiederholten Anfragen hat er jedes Mal bereitwillig Auskunft gegeben, soweit es ihm möglich war. Ich war dem Herrn Pfarrer also zu großem Dank verpflichtet, und wie ich damals schon ihm herzlich dankte, so möchte ich diesen Dank hier nochmals zum Ausdruck bringen. Zuerst bediente ich mich im Gespräche mit ihm der lateinischen Sprache. Er versicherte jedoch, auch das Deutsche ganz gut zu verstehen, nur das Deutschsprechen mache ihm Schwierigkeiten, da ihm zur rechten Zeit das rechte Wort nicht einfalle. Es erging ihm also mit dem Deutschen, wie es bei uns den meisten Gymnasialabsolventen mit dem Französischen geht. Es fehlt die Übung in Folge mangelnder Gelegenheit zum Sprechen. Ich hatte beabsichtigt, den Herrn Pfarrer um ein Nachtquartier zu bitten. Er hatte aber kurz zuvor Besuch bekommen, und der neugebaute Pfarrhof war noch nicht ganz eingerichtet. Deshalb bestellte ich zunächst nur heilige Messen für die beiden Gefallenen und wanderte dann zu Fuß weiter nach Haczów.

Es dunkelte bereits, als ich hier eintraf. Nach Überschreiten der Wisloklücke liefen mir einige Judenmädchen entgegen und fragten, wie es mit den Haczóuern in Brzozów bei der Überprüfung ergangen sei. Ich brauchte lange, bis ich ihre in einem Gemisch von Deutsch und Polnisch hastig hervorgestoßenen Fragen begriff. Natürlich konnte ich keine befriedigende Antwort geben. Hätte ich damals schon gewußt, daß es auch unter den Haczóuern Drückeberger gibt, hätte ich die Fragenden unbedenklich etwas in Angst gesetzt. Vor den alten Jüdinnen und Juden, die sich bald um mich ansammelten, hätte ich mich nicht gefürchtet. So ging ich achselzuckend weiter zur Wohnung des Gendarmen, um mich mit ihm wegen der Graböffnung zu besprechen. Ich fand eine recht gastliche, nette Familie, die aus Vater und Mutter sowie zwei Knaben und einem Mädchen bestand. Der älteste Knabe, Roman, ist ein aufgeweckter Junge. An der Hand meines Sprachführers lernte ich mit ihm Polnisch und habe tatsächlich für die Aussprache des Polnischen viel gewonnen. Nachdem ich mit dem Wachtmeister das Programm für Sonntag, den 26. März festgesetzt hatte, begaben wir uns zur Ruhe. Ich schlief in der Kanzlei im Gendarmenbett recht gut.

Am Sonntag früh führte mich der junge Roman Prystuper in den Friedhof, von dem ich schon gesprochen und der alle Merkmale des polnischen Friedhofes aufwies. Um 10 Uhr war Gottesdienst in der 300 Jahre alten Holzkirche. Der kleine Roman begleitete mich auch dahin. Wir kamen etwas zu spät. Vor der Kirche standen einige junge Burschen herum, gerade wie man sie auch bei uns beobachten kann. Es war ein eigenartiges Bild, das sich mir beim Betreten des Kirchleins bot. Zunächst sah ich nichts als weiße, blaue und rötliche Kopftücher und Jacken von ähnlicher Färbung. So dicht war der ganze Innenraum mit andächtigen Frauen und Mädchen gefüllt, daß es unmöglich war, weiter nach vorne zu kommen. Männer sah ich nur wenige, und diese knieten hinten rechts in den Stühlen. Es wurde eine polnische Messe mit Orgelbegleitung gesungen. Die Responsorien erklangen lateinisch wie bei uns. Im Inneren merkt man kaum, daß man sich in einem Holzbau befindet. Aber die Luft war sehr dick, und es drang mir ein Geruch entgegen wie von lauter nassen, zum Trocknen aufgehängten Kleidern.

Nach Beendigung des Gottesdienstes besuchte ich den Pfarrer des Dorfes, Herrn Dekan Josef Forys, in seinem Meierhof, wo er eben Kaffee trank. Zur Pfarrei gehört nämlich ein großes Gut von etwa 180 Joch Feld, Wiesen und Wald, das von einem Verwalter bewirtschaftet wird. Im Meierhofe hält sich der Pfarrer immer nur vorübergehend auf. Sonst wohnt er im Pfarrhof, der nahe bei der Gendarmerie liegt. Wir gingen auch zusammen in den Pfarrhof. Noch wanderten einzelne Frauen und Kinder von der Kirche heim. Ehrerbietig grüßten sie ihren Pfarrherrn und küßten mit Inbrunst seine Hand. Auch das Pfarrhaus ist ein einstöckiger Holzbau mit sehr großen, recht wohnlich eingerichteten Zimmern. Sofort wurde ich zu Tisch geladen, mußte aber ablehnen, da ich der Frau Wachtmeister schon zugesagt hatte. Dafür holte der Pfarrer eine Flasche Wein, die wir miteinander tranken. Auch Zigarren bot er mir an, wofür ich besonders dankbar war, da solche auf dem Lande fast nicht zu bekommen waren. Schließlich stellte er mir sogar sein Gastzimmer zu Verfügung mitsamt dem Bette, in welchem General Fürst Ratko Dimitriew eine Nacht geschlafen, ebenso Graf Kunkrin, der Chef des russischen Roten Kreuzes.

Manches erfuhr ich in Haczów. Um den Ort wurde am 8. und 9. Mai hartnäckig gekämpft. Das beweisen schon die vielen Gefallenen, die im Friedhof liegen. Auch von den Bewohnern, die größtenteils in den Kellern Schutz gesucht hatten, wurden einige getötet. Zwölf Häuser wurden durch das Artilleriefeuer zerstört. Dabei ging auch viel Vieh zu Grunde. Das Holzkirchlein hatte ebenfalls schon Feuer gefangen, doch gelang es, den Brand zu löschen. Es waren furchtbare Tage und Stunden für die Bewohner, die

schon während der Invasion manches zu leiden hatten. 32 Häuser wurden von den Kosaken ohne Grund in Brand gesteckt. Auf die Frage, warum sie das täten, erwiderten sie nur: „Wir haben den Befehl.“ Abgesehen von den Kosaken wurde über das Benehmen der russischen Soldaten nicht sonderlich geklagt. Fein war ihr Auftreten ja nicht, auch nicht das der Offiziere, die den Pfarrhof für sich beschlagnahmt hatten. Beim Erscheinen der Russen im Oktober 1914 flüchteten viele Bewohner, besonders die Juden. Die Beamten hatten den Auftrag, sich zu entfernen. Sehr viele gingen nach Wien. Einer erklärte mir, er wär auch ohne Auftrag gegangen, denn von den Russen hätten sie schwerlich etwas bekommen, in Wien sei ihnen aber ihr Gehalt ausbezahlt worden. Im Allgemeinen vertruug sich die Bevölkerung gut mit den Russen. Es kam vor, daß sich Mädchen mit Russen verlobten und beim Rückzug mit diesen flohen. Unter den Bewohnern gibt es auch einige Russophilen, die überwiegende Mehrzahl ist gut kaiserlich. In der Gegend wohnen auch zerstreut Ruthenen, die fast ausnahmslos zu Rußland neigen. „Unter den Tschechen, Ruthenen und Italienern sind die Verräter in Österreich“, behauptete ein Pole mir gegenüber. Von den russophilen Polen folgten ebenfalls einige den Russen. In Jaslo wurde am 22. Mai ein Pole aufgehängt, weil er einer russischen Patrouille die Stellung der Deutschen verraten hatte.

Der Pfarrer von Haczów war während der Invasion treu bei seiner Herde geblieben. Als ihn der russische Oberst fragte, warum nicht auch er geflohen sei wie so viele Andere, sagte er: „Nach meiner Ansicht sind die russischen Offiziere gebildete Leute. Gebildete Leute führen aber nicht Krieg mit wehrlosen Bewohnern, noch weniger mit den Vertretern der Kirche.“ Diese mutige und kluge Antwort schien dem Oberst und seinen Offizieren zu gefallen. Der Pfarrer wurde während der mehr als sechsmonatigen Russenherrschaft nicht im Mindesten behelligt, nur in seinem Meierhof mußte er wohnen.

Er erzählte mir auch von der grausamen Ermordung einer allein wohnenden Frau in Haczów durch drei Kosaken, als die Russen bereits den Rückzug antraten. Im Gefolge der russischen Invasion stellten sich fast überall im Lande ansteckende Krankheiten ein, wie Flecktyphus, Bauchtyphus, vereinzelt Fälle von Cholera, die schwarzen Blattern und noch Schlimmeres. Während meines Aufenthaltes in Galizien wurden sämtliche Bewohner des Landes, Kinder und Erwachsene gegen die Blattern geimpft. Studenten und Studentinnen der Universitäten Krakau und Lemberg waren es, die von Ortschaft zu Ortschaft zogen und die Impfung vornahmen. Es waren nicht nur Mediziner, sondern auch Angehörige der anderen Fakultäten. Das ins-



besondere die schwarzen Blattern sehr verbreitet waren, geht schon daraus hervor, daß in der Pfarrei Trzesniów von Neujahr bis Mitte März 1916 nicht weniger als 40 Personen an dieser Krankheit verstarben. Fast jede Person, die mir begegnete, war mit den bekannten Blatternarben bedeckt. Beim Abschied überreichte mir der Dekan von Haczów auch ein Bild der neu zu erbauenden Kirche, für die das Baumaterial schon bereit liegt und die sich einst imposant von den armseligen Häusern des Dorfes abheben wird. Der Bau ist nur durch den Krieg hinausgeschoben worden und wird hoffentlich durch diesen nicht ganz vereitelt. Das alte

Holz Kirchlein wird aber als kunsthistorisches Denkmal stehenbleiben.

Die Frau Wachtmeister hatte inzwischen ein recht gutes Mittagsmahl bereitet. Eine junge Henne hatte wegen des Gastes aus Bayern ihr Leben lassen müssen. Den drei Kindern schenkte ich deutsche Markstücke, meinem jungen Lehrer Roman außerdem österreichische Kronen, was bei dem Kleinen echt kindliche Freude auslöste. Die Episode mit dem Professor aus Bavaria wird ihnen wie den Studenten in Brzozów ihr Leben lang im Gedächtnis bleiben.

Die Soldatengräber von Trzesniów

Nachdem der Wachtmeister seine schriftlichen Arbeiten erledigt hatte, auch die Anweisung von der Bezirkshauptmannschaft inzwischen eingetroffen war, brachen wir aus Trzesniów auf. Links von der Straße hatten die Russen ihre Artillerie aufgestellt, die von den Deutschen nicht gesehen werden konnte. Als wir in Trzesniów ankamen, waren die Leute eben beim Nachmittagsgottesdienst. Zwei Landwehrleute, die der Gendarmerie zur Dienstleistung beigegeben waren, machten dem Wachtmeister Meldung. Sie hatten zunächst die Bewohner ins Gemeindehaus zu schaffen, wo die

Impfung stattfand. Dann mußten sie diejenigen Personen dahin bestellen, die am 10. und 11. Mai bei der Bestattung der Gefallenen mitgeholfen hatten. Der Wachtmeister zeigte mir nun die Gräber. Wir gingen auf der nach Bzianka führenden Straße bis zum Wislok-Fluß. Wenige Schritte vor dem Dorfe sahen wir links von der Straße in einem Acker ein eingefriedetes Soldatengrab, das mit einem kräftigen Kreuz aus Eichenholz geschmückt war. Hier liegen neun Bayern, darunter der Freiwillige Schlütter, Fabrikbesitzersohn aus Freising. Dessen Mutter und Bruder waren im Sommer 1915 in Trzesniów und ließen das Grab öffnen. Der Bruder erkannte den Toten an seinem Fingerring und an den künstlichen Zähnen. Die Schlütterfamilie hat auch das Eichenkreuz und die Umfriedung des Grabes gestiftet. Ein zweites Grab befindet sich etwa einen Kilometer weiter draußen, hart an der Straße. In diesem ruht der Zugführer Schlotter und der Gefreite Monat. Hart an der Wislokbrücke ist ein Einzelgrab, in welchem ein 26- bis 27-jähriger Infanterist mit starkem Schnurr- und Knebelbarte liegt. Das Grab ist so nah am Flusse angebracht, daß es bei Hochwasser leicht weggeschwemmt werden kann. Wir waren nun an der Stelle, wo die 4. Kompanie des 13. Reserve-Infanterie-Regiments den Wislok durchwatete. Ein Wiesenweg führt zu dem in dem Wislok mündenden Bach, über den eine schwache Holzbrücke gebaut ist. Nach Überschreiten derselben befanden wir uns auf einer kleinen Insel, die von dem Bach und dem Wislok gebildet wird. Hier soll mein Bertl nach Angabe des Infanteristen P. durch einen Bauchschuß verwundet worden sein. Hier will er den Verwundeten verbunden und in eine Erdvertiefung gelegt haben, die einem alten Unterstande ähnlich sah. Die Erdvertiefung soll sich am hohen Ufer befinden. Natürlich besah ich mir diesen Platz ganz genau. Das Ufer war hoch, die Wiese war durch einen Damm gegen eine Überschwemmung geschützt. Auch von dem Brücklein weg zog sich einwärts einige Meter weit eine ziemlich hohe Böschung, an deren Abhang abgestumpfte Weidenbäume standen. Hinter diesen Bäumen sah man noch die Löcher, in die sich die Infanteristen eingegraben hatten. Eigentliche Schützengräben oder Unterstände waren hier nicht, wie der Bauer Smolin, dessen Anwesen auf der Insel liegt, ausdrücklich versicherte. Nach Aussagen desselben Smolin wurde hier überhaupt nur ein einziger deutscher Soldat verwundet, und zwar durch einen Schrapnellschuß. Er sah von seinem Hause aus, wie der Getroffene nach rückwärts über den Damm hinunterstürzte. Es war dies schon gegen 4 Uhr Nachmittags. Nach Angabe des Landwehrmannes Ludwig Forster, der auch der 4. Kompagnie angehörte, hat Bertl an jenem Tag um 6 Uhr abends noch gelebt. In die oben erwähnten Löcher hätte man aber einen verwundeten, zumal mit Bauch-

schuß unmöglich legen können, außer man hätte den Körper abgebogen, was dem Verwundeten große Schmerzen verursacht hätte. Da ferner die Kompanie hier lange abwartend sich verhielt, hätten sicher mehrere Kameraden die Verwundung bemerkt. Die Angaben des Infanteristen P. können daher unmöglich richtig sein; Sie waren wohl eine Täuschung oder eine Verwechslung mit einem anderen Falle an einem anderen Orte, ein Beispiel dafür, daß man sich auf derartige Mitteilungen oft nicht verlassen kann.

Nachdem wir das Gelände auf das sorgfältigste abgesucht hatten, gingen wir über die Wiese feldeinwärts. Bald stießen wir auf ein viertes Soldatengrab. In diesem sind vier Artilleristen begraben, schon ältere Männer. Es blieb nur noch ein Grab übrig. Dieses liegt rechts an der Straße Trzesniów-Bzianka hart am Dorfrande in einem Garten. Dorthin lenkten wir unsere Schritte. Wir gingen zunächst auf der Landstraße bis an das erste Haus von Trzesniów. Hier überstiegen wir einen Graben. Von da an führt ein Fußweg an einem Bächlein entlang bis zu einer kleinen Brücke. Wenn man diese überschreitet, steht man nach einigen Schritten vor dem Grabe. Vier Gräber waren nebeneinander. Auf dem einfachen Holzkreuz, das in dem ersten Grab stak, stand geschrieben: „Hier ruhen 11 tapfere Bayern des 13. Reserve-Infanterie-Regiments.“ Das Kreuz war mit einem Kranz geschmückt, in dem Hügel waren Blumen gepflanzt. Auch alle anderen Gräber, in welchem deutsche Krieger ruhten, waren mit Kränzen geschmückt. Mädchen vom Dorfe hatten auf diese Weise unsere Helden geehrt. Die Russengräber waren nicht geziert. Neben den elf Bayern liege auch ein Russe in dem Grabe, wie mir der Wachtmeister erzählte. Nach diesem Gräberbesuch war mir klar, daß mein Sohn ebenso wie sein Kamerad Joseph Schmidinger nur in den beiden dem Dorf zunächst liegenden Gräbern zu suchen sei. Damit war mir die Arbeit der Graböffnung wesentlich erleichtert. Alle diese Gräber waren im August oder September 1915 wegen zu geringer Tiefe auf obrigkeitliche Anordnung nochmal geöffnet, die Leichen herausgenommen und zwei Meter tief gelegt worden. Diese Arbeit beaufsichtigte der Totengräber von Trzesniów, welcher seit der Russenvertreibung der Gendarmerie von Haczów als Landwehrmann zur Dienstleistung beigegeben ist. Er hatte also alle Leichen, die in diesen Gräbern liegen, gesehen, und von ihm stammen auch die von mir eben angeführten Angaben.

Sichere Feststellungen

Während ich mit dem Wachtmeister wieder dem Gemeindehaus zuing, kam uns der Totengräber entgegen und meldete, daß der Gottesdienst zu

Ende sei und die Geladenen, die mir zur Auffindung meines Sohnes behilflich sein sollten, uns erwarteten. Natürlich wurde ich von den Leuten neugierig gemustert. Ziemlich viele hatten sich eingefunden, denn die Kunde, daß ein Professor aus Bavaria, der Vater eines der bei Trzesniów gefallenen jungen Soldaten da sei, hatte sich schnell im Dorf verbreitet. Ich holte die drei Photographien aus meiner Brieftasche. Auf einer war mein Sohn allein, die zweite stellte ihn und Schmidinger dar, wie sie zusammen mit anderen am 23. November 1914 auf der Fahrt nach dem westlichen Kriegsschauplatz den Donauwörther Bahnhof passierten. Auf der 3. sah man Bertl, Sepp und Fritz Hartmann im Schützengraben, alle Drei mit dem Eisernen Kreuz geschmückt. Diese Photographien zeigte ich den Leuten. Bei den Fragen, die ich stellte, machte der Wachtmeister den Dolmetscher.

Die ersten, welche die Bilder betrachteten, konnten sich an die Gesichtszüge nicht erinnern. Einer glaubte sogar in Hartmann einen der von ihm begrabenen zu erkennen. Das war natürlich ein Irrtum, denn Hartmann ist erst am 21. Juni vor Lemberg gefallen. Plötzlich zeigte ein Bauer auf den mittleren von den dreien, auf Joseph Schmidinger. „Der lag draußen am Bächlein neben einem Weidenstumpf“, sagte er „Wir haben ihn mit acht anderen neben der Straße begraben.“ Gemeint ist das Grab, in welchem der Freiwillige Schlütter liegt. Noch ein paar Männer stimmten ihm bei. Seine Angaben bestätigte mir später der Verwalter Pobowski des Meierhofes, dem ich ebenfalls die Photographien zeigte. Dieser war bei der seinerzeitigen Öffnung des genannten Grabes zugegen und sagte bestimmt, Schmidinger liege genau in der Mitte der Neun.

Die beiden anderen Bilder wurden inzwischen von anderen angeschaut. Ein etwas 20jähriges Mädchen hatte eben das Einzelbild meines Sohnes in der Hand. Sie winkte einer Altersgenossin und zeigte dieser das Bild. Laut redeten sie miteinander, fortwährend mit den Händen nach dem von mir zuletzt besuchten Grabe weisend. Dieser sei dort begraben, behauptete sie. Junge Burschen hätten ihn vom Felde hereingebracht. Zwei dieser Burschen waren anwesend. Als der eine das Bild sah, rief er sofort: „Das ist der junge, kräftige Deutsche, den wir dort draußen auf dem Ackerrain gefunden.“ Der andere bekräftigte diese Worte. Ich ersuchte die beiden, mich an die Stelle zu führen. Wir gingen an dem Grabe vorbei über das Bächlein, wendeten uns jenseits des Bächleins links, nach 40 Schritten rechts und dann geradeaus ins Feld hinein. Genau nach 200 Schritten waren wir an der bezeichneten Stelle. Hier fanden die Burschen die Leiche meines Sohnes, auf dem Raine, das Gesicht zur Erde gewendet, auf einer kleinen Erhöhung, die etwa einem verlassenen Ameisenhaufen glich. Ich fragte, ob er einen Bauchschuß

hatte. Die beiden verneinten es und zeigten auf die Herzgegend. Da sei die Kugel eingedrungen. Bei der Leiche lagen Papiere. Da sie nicht deutsch verstanden, ließen sie diese liegen. Ob sie sonst nichts bei ihm fanden, Revolver, Messer, Uhr, fragte ich weiter. Einen Revolver habe er gehabt, einen kleinen, mit glänzendem Lauf und schwarzem, rauhen, etwas abgenützten Griff. Den Revolver hätten sie dem Bürgermeister übergeben. Dieser, herbeigerufen, bestätigte die Angabe der Burschen. Den Revolver aber hatte er nicht mehr. Ein österreichischer Feldkurat hatte ihm denselben abgettelt. Es war dies offenbar nach allen bezeichneten Merkmalen mein Revolver, den ich meinem Sohne, kurz bevor er ins Feld ausrückte, geschenkt hatte. Vielleicht gelingt es, den gegenwärtigen Besitzer desselben ausfindig zu machen.

Nachdem ich mir die Stelle fest eingepägt hatte, kehrten wir zum Grabe zurück, wo bereits viele Leute standen. Die beiden oben erwähnten Mädchen zeigten mir den Fleck Erde, wo mein unglücklicher Junge lag, bis das Grab geschaufelt war. Einige Männer hatten ihn inzwischen auch nach einer Photographie erkannt. Diese waren am Montag, den 10. Mai, früh ins Feld hinausgegangen und hatten den mit dem Mantel Zugedeckten liegen sehen. Sie nahmen den Mantel weg und schauten den Toten an.

Nach all diesen Feststellungen konnte ich nicht mehr zweifeln, daß der junge Deutsche, der da draußen auf dem Feldrain sein Leben lassen müssen, mein Bertl war. Am Bächlein hatte die russische Infanterie sich sehr geschickt eingegraben. Man sah noch die Vertiefungen, die sie ausgehoben hatte. Bertl war also nur 200 Schritte vor der feindlichen Stellung gefallen und muß einer der Vordersten gewesen sein. Ein paar Sprünge noch, und er wäre unter den Russen gewesen. Da traf ihn die tödliche Kugel.

Da es zum eigentlichen Nahkampf nicht kam, müssen sich die Russen bald zurückgezogen haben. Daraus folgt weiter, daß das Unglück ganz am Schlusse des Gefechtes passierte. Etwa um halb sieben Abends haben die Russen das Dorf Trzesniów geräumt. Freilich ein Rätsel bleibt mir immer noch, warum denn so gar nichts von seinen Sachen eingeliefert wurde, wohin die Erkennungsmarke, das Soldbuch, sein Eisernes Kreuz gekommen. Die Leute von Trzesniów, die beim Begraben der Gefallenen geholfen, sagten übereinstimmend aus, die Sanitäter hätten den Toten alles abgenommen und seien dann weitergezogen. Dabei ist wohl auch vieles durcheinandergeraten und verlorengegangen. Die Polen, welche die Gefallenen zusammentrugen, fanden also nichts oder doch fast nichts mehr bei diesen vor. Alle diese Leute sahen so vertrauenswürdig aus, daß ich nicht glauben kann, daß einer einen Toten ausgeplündert hätte. Daß die jungen Burschen sogar

den Revolver, einen für die Jugend doch recht verlockenden Gegenstand, ablieferten, ist ein Beweis ihrer unzweifelhaften Ehrlichkeit.

Der Wachtmeister hatte auch herausgebracht, daß der Kantor und Gemeinbeschreiber Patronen habe, die zu einem bei einem Krieger gefundenen Revolver gehörten. Wir begaben uns daher auch noch in das Haus des Kantors. Es wurden ein paar Patronen gefunden. Diese gehörten aber zu einem Fünf-Millimeter-Lauf, während mein Revolver einen Sieben-Millimeter-Lauf hatte. Beim Kantor traf ich den Pfarrer von Trzesniów. Wir besprachen natürlich lebhaft die Vorgänge des so ergebnisreichen Nachmittags. Alle waren darin einig, daß der Tod meines Sohnes nunmehr zweifelslos festgestellt sei und daß er mit noch zehn Kameraden und einem Russen im gemeinsamen Grabe ruhe. Die Öffnung dieses Grabes erklärten alle drei, Pfarrer, Kantor und Wachtmeister, daher für überflüssig. Nachdem ich aber einmal hierzu die Erlaubnis hatte, blieb ich bei meinem Entschlusse, das Grab unbedingt öffnen zu lassen.

Auf einem polnischen Gutshofe

Es war nun Zeit, daß ich mich nach einem Nachtquartier umsah. Ich wollte in Trzesniów bleiben. Schon am Tage zuvor hatte ich durch den Ortspfarrer im Meierhof anfragen lassen, ob ich am Sonntag dort übernachten könne. Wie der Pfarrer mir eben mitgeteilt hatte, wurde ich dort erwartet. Ich machte mich also, vom Gendarmen begleitet, auf dem Weg nach dem Gutshof. Ein solcher Meier- oder Gutshof findet sich in Galizien in fast jedem Dorf. Der Besitzer, meistens ein Adeliger, bewirtschaftet das oft aus mehreren hundert Morgen bestehende Gut entweder selbst mit Hilfe eines Gutsverwalters, oder er verpachtet sein Grundstück. Die Gutsherren von Bzanka und Haczów z.B. hatten fast ihren ganzen Grundbesitz verpachtet, wie mir gesagt wurde. Das Gut von Trzesniów ist nicht im Eigentum der Familie von Kwolewski – so hieß die Gutsherrschaft –, sondern eine Art Stiftung, ebenso wie das im benachbarten Bukow. Über die Art dieser Stiftung und derer Entstehung konnte ich Näheres nicht erfahren. Herr von Kwolewski hat aber noch ein eigenes Gut bei Tarnow, wo er sich zur Überwachung der Frühjahrssaat gerade während meiner Anwesenheit in Trzesniów aufhielt, sodaß ich den Gutsherren selber nicht kennenlernte. Frau Helene von Kwolewski, die Gutsfrau, hatte bereits ihren Verwalter Herrn Pobowski, ausgeschiedt, um mich zu suchen. Wir stießen unterwegs auf ihn. Der Wachtmeister verabschiedete sich nun von mir, da er noch einige Dienstgänge zu machen hatte. Ich aber folgte dem Verwalter in den Gutshof.

Über einige Bretterstufen gelangten wir in eine Glasveranda und von da in den hell erleuchteten Speisesaal. Hier wurde ich von der Herrin des Hauses auf das Liebwürdigste empfangen und als Gast begrüßt. Man wußte schon von meinem Anliegen durch den „Raphael“, der mir auch daher vorausgeeilt war und die traurige Geschichte der beiden Donauwörther Kriegsfreiwilligen erzählt hatte. Ich wurde den anderen Gästen vorgestellt. Es waren dies ein Oberleutnant aus Sanok, der Kommandant des dortigen Gefangenenlagers und dessen Frau, sowie ein Kadett. Ich hatte die Gesellschaft eben in einem Spielchen gestört, das zu meinem Bedauern nicht fortgesetzt wurde. Ich mußte natürlich von dem Ergebnis der heutigen Nachforschungen erzählen. Der Oberleutnant, in seinem Berufe Reallehrer, also ein Kollege von mir, holte das Likörservice und goß für jeden der Anwesenden ein Gläschen voll. Alle stießen mit mir an, dann wurde das Glas mit einem Zug geleert. Dann war ich nach polnischer Sitte, wie der Oberleutnant sagte, als Gast in dem kleinen Kreis und in die Familie des Gastgebers, eigentlich recht aufgenommen. Als wir vier Herren einige Minuten alleine waren, meinte der Oberleutnant, man merke schon, daß ich das erstmal in Polen sei, da ich den Damen bei der Begrüßung die Hand nicht geküßt hätte, eine Unterlassungssünde, die ich auch später nicht gutmachte. Um neue Gewohnheiten anzunehmen, hielt ich mich schon für zu alt. Übrigens glaube ich nicht, daß die Damen mir darum böse waren.

Ich erlebte einen recht angenehmen Abend im Gutshofe. Man sprach von den Kämpfen am 8. und 9. Mai 1915, von dem Fortschreiten der deutschen Angriffe auf Verdun, von dem Ringen an der ostgalizischen Front, von dem Abgang unseres Tirpitz, von dem kameradschaftlichen Verhältnis der deutschen und österreichischen Offiziere. Der Oberleutnant, der den ersten Feldzug gegen Serbien mitgemacht und dabei durch einen Granatsplitter am Knie verwundet worden war – er benützte noch einen kräftigen Stock beim Gehen –, erzählte Einzelheiten von den hartnäckigen Kämpfen mit den tapferen Serben. Zu guter Letzt machte er noch eine Blitzaufnahme von der kleinen Tafelrunde. Auch der alte 66jährige Diener, der schon 48 Jahre im Hause ist, durfte sich zur Gruppe stellen, was den Alten sichtlich freute. Da der Oberleutnant auf dem Bilde nicht fehlen wollte, mußte eine polnische Dienerin die Schnur ziehen. Ihre Einweisung in den ungewohnten Dienst durch den Oberleutnant löste allgemeine Heiterkeit aus. Der erste Versuch mißglückte, beim zweiten hatte sie den Kunstgriff erfaßt. Entwickelt wurde die Aufnahme am Dienstag von der gnädigen Frau, und es zeigte sich ein recht wohl gelungenes Bild. So verflossen rasch die Stunden, und es war Mitternacht vorüber, als wir auseinandergingen. Zuvor ersuchte ich

noch den Oberbefehlshaber der Gefangenen, mir von den 30 Russen, die auf dem Gute beschäftigt waren, einige zum Graböffnen abzugeben. Das erlaubte er um so lieber, als ja ein Arzt zugegen sein würde. Da der Verwalter erklärte, ein paar Mann am nächsten Tag leicht entbehren zu können, gab auch die Gutsherrin gerne ihre Einwilligung. So war ich auch dieser Sorge ledig. Andere Arbeiter hatten sich nämlich nicht finden lassen. Einmal mag nicht jeder eine solche Arbeit verrichten, dann waren eben auch die meisten Männer des Dorfes eingezogen.

Trotzdem ich müde und abgespannt war, konnte ich lange keinen Schlaf finden. Zu viel hatte am letzten Nachmittag auf mich eingewirkt, und erst jetzt konnte ich in aller Ruhe über alles nachdenken, was ich gesehen und gehört hatte. Daß ich meinen mutigen Bertl endgültig verloren, das stand nun fest; die Aussagen der Dorfbewohner hatten den letzten Zweifel beseitigt, aber auch die letzte Hoffnung genommen. „Herr, gib ihm und seinem Freund Joseph die ewige Ruhe!“ – mit dieser Bitte schlief ich endlich ein. Aber es war ein recht unruhiger Schlaf, aus dem ich beim ersten Morgenrauen erwachte. Und es trug nicht zur Erleichterung meiner gedrückten Stimmung bei, als ich hörte, wie Regen an die Fensterscheiben schlug und auf dem kiesbedeckten Weg niederprasselte. Schlimme Aussichten für die Graböffnung.

Im Hause war noch alles ruhig. Auf der Landstraße fuhr im raschen Trab ein Bauer vorbei in einem Wägelchen, wie ich auf einem nach Brzozów gefahren. Vor dem Herrenhause breitet sich ein Garten aus, der mit hohen Bäumen bepflanzt ist. Zwischen den Bäumen wucherte üppiges Gras mit einzelnen bläulichen Blumen untermischt. Ein Elsternpaar störte mit unangenehmen Gekrächze den Morgenfrieden. Nebelkrähen, die ich überall in Galizien in großen Mengen sah, stolzierten suchend auf dem Rasen einher. Ich suchte nochmals meine Lagerstätte auf. Auf dem Nachttischchen lagen mehrere Nummern von Westermanns Monatsheften, Jahrgang 1915. Die Gutsherrin, die wie ich schon am Abend bemerkt, eine warme Verehrerin Deutschlands und des deutschen Wesens war, hatte sie in dankenswerter Aufmerksamkeit hingelegt. Ich blätterte darin. Zum Lesen war ich nicht aufgelegt. Ich hatte die Nummern auch alle schon früher in der Hand gehabt. Aber es war für mich doch eine kleine, willkommene Ablenkung. Die Frage, was ich wohl heute alles sehen und erleben werde, drängte sich ohnehin immer wieder zwischen alle anderen Gedanken.

Ich betrachtete mein Zimmer. Es war geräumig, hoch und sehr hell und glich mit seinen gepolsterten Möbeln mehr einem Salon als einem Schlafzimmer. Auf einem Tischchen lagen Bücher, eine illustrierte Ausgabe von

Goethes Faust war darunter, wie ich mich später überzeugte. Verschiedene Bilder hingen an der Wand, darunter sehr gut gemalte Reitpferde aus dem Stalle des Gutes, die aber jetzt irgendeinen russischen Offizier tragen, wie ich später erfuhr. Diese Pferdebilder sind von der Mutter der Gutsherrin gemalt.

Im Speisesaal nebenan hörte ich jemand gehen. Da erhob ich mich von meinem Lager. Als ich später in den Speisesaal kam, fand ich dort eine Magd, die eben einen großen, runden, weißgetünchten Ofen heizte. Bald erschien auch der alte Diener, um den Frühstückstisch zu decken. „*Dzień dobry*“ (Guten Morgen), sagte er, als er mich erblickte, und ich erwiderte den Gruß polnisch. Soviel hatte ich von meinem kleinen polnischen Lehrer in Haczów schon gelernt. Die Dame des Hauses schenkte mir gegen acht Uhr den Morgenkaffee ein, der vorzüglich war. Bei meiner Vorliebe für dieses braune Getränk meinte die Hausherrin, in Bayern werde wohl viel mehr Kaffee getrunken als bei ihnen. Sie hätte das bei ihrem vorjährigen Kuraufenthalt im bayerischen Bad Steben beobachtet. Sie schwärmte überhaupt für Bayern und Deutschland. Das liege ihr im Blut, sagte sie. Von mütterlicher Seite ist sie deutscher Abstammung. Ihre Großmutter war eine geborene von Reitzenstein. Sie würde am liebsten nach Deutschland ziehen, jetzt im Kriege ja nicht, aber vielleicht nach dessen Beendigung. Ihr Mann ist nicht dagegen.

Die zur Graböffnung festgesetzte Stunde, neun Uhr, nahte heran. Ich schaute mich um, ob alles vorbereitet sei. Der Wachtmeister von Haczów war trotz des wilden Wetters schon da, auch der Totengräber war verständigt. Der Gutsverwalter erklärte, vier russische Gefangene stünden bereit. Es fehlte also nur noch die Kommission von Brzozów. Neun Uhr war längst vorüber, es wurde zehn Uhr und elf Uhr, aber trotz meines fortwährenden Ausschauens kam die ersehnte Brütschka nicht. „Die kommen bei diesem Wetter heute überhaupt nicht“, sagte endlich die gnädige Frau, und die Herren waren der gleichen Meinung. „Aber der Termin ist doch noch ganz bestimmt festgesetzt“, wandte ich ein. „Ja, Sie sind jetzt in Galizien, nicht in Bayern, mein lieber Herr Professor“, erwiderte mir Frau von Kwolewski, und ich begann zu verstehen. Der Wachtmeister, der noch anderes zu tun hatte, verabschiedete sich, versprach aber nachmittags nochmals nachzufragen. Ich habe ihn leider nicht mehr getroffen. Er mußte nämlich am nächsten Morgen abreisen, da er auf drei Monate nach Lemberg kommandiert war. Ich bin dem zuvorkommenden Manne sehr zu Danke verpflichtet.

Besuch der erkannten Gräber

Noch immer goß es in Strömen. Trotzdem beschloß ich, das Grab meines Sohnes zu besuchen. Bald stand ich vor dem aufgeweichten Hügel. Sorgfältig suchte ich jedes Fleckchen ab, ob nicht ein Gegenstand zu finden wäre, der ihm gehörte. Auch die verwitterten Pickelhauben besah ich genau von innen und außen, aber kein Name war eingeritzt: nur auf einem Helmüberzug war noch die Regimentsnummer 13 zu lesen. Und wie ich dann so allein dastand vor dem Heldengrabe, vom Regenschirm gedeckt, da packte es mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Das wunde Vaterherz machte seine Rechte geltend, und ob ich es auch noch so hinunterzwingen wollte, das lange zurückgehaltene Weh suchte sich einen Ausweg, und es schien mir die Brust durchreißen zu wollen. Ein Tränenstrom verschaffte mir endlich Erleichterung, und ich weinte, wie wohl nicht mehr seit meiner Kindheit. Erst als ich für die Seelenruhe des da unten Liegenden zu beten begann, wurde ich allmählich ruhiger. Der Schmerz des Vaters war zu seinem Rechte gekommen. Und am Grabe fand ich mich ab mit dem Unabänderlichen, und für mich sprach ich die Worte: „Du hast ihn uns gegeben, Herr; du hast ihn uns genommen, dein Name und dein Wille sei gepriesen!“ Nur dieser Gedanke und die Hoffnung auf ein dereinstiges Wiedersehen tröstete mich langsam und gab mir allmählich die Ruhe wieder.

Vom Grabe weg wandte ich mich zur Stelle, wo Bertls Leiche gefunden worden war. Auch hier suchte ich wieder, ohne etwas zu finden. Und abermals überkamen mich recht wehmütige Gedanken, als ich mir das Bild des Daliegenden im Geiste ausmalte. Was er wohl sagen würde, wenn er wüßte, was sein Vater alles zu seiner Auffindung getan, wenn er mich sähe jetzt an der Stelle, an welcher er vor mehr als zehn Monaten sein junges Blut verspritzte? Aber vielleicht sieht er mich von den himmlischen Höhen aus und will mir zurufen, ich solle nicht so traurig sein. Denn ihm gehe es besser, wie es ihm je im Leben gegangen wäre. Er und sein Freund Joseph befänden sich jetzt ganz wohl und sie seien recht gut aufgehoben. Dann ging ich auch zu Schmidingers Grab. Über die Straße mußte ich, dann über einen breiten Graben und schließlich durch einen Acker, dessen lehmige Erde sich schwer an meine Stiefel klebte. Ich achtete nicht darauf. Der Acker, in dem sich das Grab befand, war nicht angebaut, darum war hier der Boden etwas fester. Die beiden Gräber, das meines Sohnes und das seines Freundes, sind höchstens 150 Meter voneinander entfernt. Dieses letztere Grab wurde wie schon erwähnt auf Veranlassung der Familie Schlütter aus Freising mit einem massiven eichenen Kreuz geschmückt und mit einem Gitter aus dem



Das Grab der neun Deutschen in Trzesniów.
In der Mitte ruht der Kriegsheld Joseph Schindinger
aus Donsbrunn.

gleichen Holze umfriedet. Noch lagen Kränze auf dem Grabe, denen man noch ansah, daß sie einst sehr schön gewesen sein mußten. Da unten also lag, mitten zwischen acht Kameraden, der heitere lebensfrohe Sepp und mit ihm ein vielversprechendes, junges Künstlertalent. Im Leben waren die beiden immer vereint, im Tod liegen sie nicht weit voneinander. So haben sie es sich gewünscht, und dieser Wunsch ist schon in einer Zeichnung Schmidingers im Dezember 1914 zum Ausdruck gekommen.

Fast hätte es mich hier noch einmal gepackt. Doch ich kam diesmal zuvor und begann, einige Vaterunser für den lieben Freund und guten Kameraden zu beten.

Dann nahm ich Abschied von dem Guten, der auch mein Schüler gewesen, und arbeitete mich durch den tiefen Kot zu dem Bächlein durch, an dem seine Leiche gefunden worden war. Da am Tage zuvor der Bauer nur von der Ferne mit der Hand die Stelle angegeben, konnte ich sie nicht sicher herausbringen, zumal mehrere Weidenbäume da waren.

Nachdem ich den beiden lieben Toten mehr als eine Stunde gewidmet, kehrte ich zum Meierhofe zurück. Da mich der Weg am Friedhof von Trzesniów vorbeiführte, betrat ich diesen. Sofort fielen mir die beiden frischen Gräber auf. Das Grab der zehn deutschen Soldaten mußte ich lange suchen, da es gar nicht kenntlich gemacht ist. Sonst unterschied sich der Kirchhof nicht von denen, die ich in Galizien bisher gesehen.

Im Meierhof traf ich die Gäste vom Tage zuvor wieder, die durch das schlechte Wetter länger, als sie beabsichtigt hatten, festgehalten wurden. Nach dem Mittagstisch erklärte der Herr Oberleutnant auf Anregung des Gutsherrn, er wolle die beiden Gräber photographieren. Das war mir natürlich sehr lieb, konnte ich so ja dadurch liebe Andenken nach Hause bringen. Der Regen hatte inzwischen fast ganz aufgehört, und die Sonnenscheibe zuckte durch den Dunstschleier, so daß die Aufnahme gelang.

Ein zweiter Abend auf dem polnischen Gutshofe

Ich hegte die Hoffnung, bei unserer Rückkehr könnten wir den Arzt von Brzozów treffen, denn der Himmel hatte sich am Nachmittag aufgeheitert. Doch das war eine Täuschung. Gegen vier Uhr fuhren die Sanoker Gäste weg, in denen ich recht liebe Menschen kennengelernt hatte. Daß an diesem Tage das Grab noch geöffnet werden könne, dachte ich jetzt selbst nicht mehr. Ich machte daher einen Abendspaziergang, der mich nochmals an die Plätze brachte, welche ich tags zuvor mit dem Wachtmeister besucht hatte. Die Ruhe des Abends paßte so recht zu der wehmütigen Stimmung, in der ich mich befand. Daneben verstimmte es mich nicht wenig, daß ich den heutigen Tag untätig hatte zubringen müssen. Ich unterhielt mich noch bis zehn Uhr mit der Frau von Kwolewski, die mir von der russischen Invasion erzählte. Ich erfuhr, daß die Russen alles, was sie von den Einwohnern requirierten, bar bezahlten, für eine Kuh 10 bis 20 Rubel, den Rubel zu 2 ½ Kronen gerechnet, für ein Fuder Heu 3 bis 4 Rubel. Also alles weit unter dem wirklichen Wert. Aber die Zeitungen konnten doch schreiben, die Russen bezahlen alles bar. Das Benehmen der russischen Offiziere scheint nicht gerade kavaliersmäßig gewesen zu sein. Bei Tisch trugen sie Säbel, und wenn die Frau des Hauses beim Reichen der Schüssel oder des Tellers an einen Säbel stieß, mußte sie sich entschuldigen. Zwei russische Feldgendarmen hatten darüber zu wachen, daß Ruhe im Dorfe herrschte. Diese versahen die Stelle des Bürgermeisters und schalteten ganz nach der Willkür. Beschwerden gegen sie waren in den seltensten Fällen von Erfolg, zogen vielmehr meistens eine schlechtere Behandlung des Beschwerdeführers nach sich. Nach der Flucht der Russen wurden von der österreichischen Landesgendarmarie genaue Erhebungen gepflogen über das Benehmen der Russen.

Am Abend des 8. Mai 1915, kurz bevor die Russen den Ort räumten, fragten die Offiziere die Frau, ob sie nicht Angst habe. „Warum soll ich mich fürchten?“ fragte sie. – „Weil die Deutschen kommen; denn jetzt wird es Ihnen erst recht schlecht ergehen.“ – „Vor den Deutschen fürchten wir uns nicht“, lautete die Antwort. Schließlich suchten die Herren die Familie zu überreden, mit ihnen zu gehen, sie wollten sogar Geld für die Flucht vorstrecken. Aber der Vorschlag fand keine Gegenliebe, und die Herren Russen mußten die Flucht allein antreten.

Das Herrenhaus hatte durch den Kampf nur wenig gelitten, nur das Dach war von Infanteriekugeln ziemlich durchlöchert worden. Granaten schlugen nur ganz wenige in das Dorf, weil die Deutschen die russische Infanterie

hinter dem Dorf vermuteten und die Artilleriefeuer auf die dortigen Höhen richteten. Bald nach dem Verschwinden der Russen kamen die Deutschen, und der Stab der 21. bayerischen Infanterie-Brigade schlug sein Quartier im Gutshof auf (Generalmajor Schott). Über das Benehmen der bayerischen Offiziere war die Frau des Lobes voll. Die Herren haben sich alle in das Besuchsalbum der Frau eingetragen und dabei ihrer Zufriedenheit mit dem guten Quartier Ausdruck verliehen.

Die Graböffnung

Am nächsten Morgen, es war der 28. März 1916, begrüßte mich ein klarer, blauer Himmel und goldener Sonnenschein. „Da wird die Kommission sicher kommen!“ war mein erster Gedanke. Doch die Gutsherrin stimmte meine Zuversicht schon etwas herunter, indem sie meinte, vor zehn Uhr werde von Brzozów kaum jemand kommen. Ich erging mich nun vor dem Herrenhause, schaute mir die Wirtschaftsgebäude an, mit Ausnahme des geräumigen Pferdestalles und der Küche lauter Holzbauten mit vermoosten Strohdächern. Infolge des heftigen Regens war der Boden ganz aufgeweicht, und es war nicht leicht, von einem Gebäude zum anderen zu kommen. Junge Pferde taten sich gütlich an dem frischen Gras. Russische Gefangene schaufelten unter Aufsicht eines österreichischen Landwehrmannes den Schmutz von den Wegen, eine recht notwendige Arbeit. Andere halfen beim Aussuchen der Saatkartoffeln. Auf dem Felde unmittelbar hinter dem Gute wurde gepflügt und geeget. Hinter dem Pflug und Egge schritten Russen, meistens kräftige Männer. In einer kleinen Talschlucht, die die gegenüber waldige Höhe vom Garten des Gutes trennt, speist ein Bächlein drei aufeinanderfolgende Weiher oder Teiche, so daß man sich in der Nähe eines Klosters glaubt. Der obere Weiher ist fast ganz versumpft, etwas wasserreicher ist der zweite, der dritte ist ziemlich ausgedehnt und tief und reicht bis an die Landstraße, die ich nicht aus dem Auge ließ. Ungeduldig wartete ich auf den Wagen von Brzozów. Wohl fuhren manche ins Dorf hinein, aber keiner bog zum Gutshof ab. Ich schritt über den starken Damm, der den großen Teich vom zweiten trennt. Im Wasser standen Frauen oder Mägde in kurzen Röcken, barfuß, mit Waschen beschäftigt. Man bedenke, am 28. März nach ziemlich kalten Regentagen! Die Frauen und Kinder scheinen dort abgehärteter zu sein als bei uns. Manche sollen heuer den ganzen Winter barfuß gegangen sein, sagte mir die Gutsfrau. Ich traf diese vor dem Meierhofs und klagte ihr, daß die Kommission wieder nicht komme. „Vielleicht hat man sie vergessen“, meinte sie; „unmöglich

ist das nicht!“ Daß sie mit dieser Möglichkeit stark rechnete, bewies ihr Befehl an ein Mädchen, den Kutscher zu holen. Diesem befahl sie, sofort einzuspannen, nach Brzozów zum Kreisphysikus zu fahren und diesen an die Graböffnung in Trzesniów zu erinnern. Ich konnte der lebenswürdigen Dame nicht genug danken. Sie betrachtete aber diesen Beweis wahrer Menschenfreundlichkeit ebenso als selbstverständlich wie die einem Fremden gewährte Gastfreundschaft. Wie froh war ich, draußen im fremden Lande so liebe Menschen gefunden zu haben!

Vor Ablauf von wenigstens drei Stunden konnten wir auf die Rückkehr des Kutschers nicht rechnen. Inzwischen unterhielt ich mich recht gut mit den beiden Töchterchen des Hauses, von denen das eine fünf, das andere drei Jahre zählte. Es waren liebe, artige Kinder. Munter sprangen sie im Garten umher, pflückten Blumen, und wenn sie ein Sträußchen hatten, liefen sie zu mir und überreichten mir die Blumen mit den Worten: „Prosze, pan!“ (Bitte, mein Herr!).

Die anfängliche Scheu gegen den Fremden war bald kindlicher Zutraulichkeit gewichen. Ich aber vergaß im Umgang mit den Kleinen meinen Ärger über das Ausbleiben des Arztes und alle meine Sorgen. Die drei Stunden waren auch verstrichen, aber der Wagen zeigte sich noch immer nicht. Sollte auch heute wieder niemand kommen? fragte ich bange. Endlich um vier Uhr hielt der Wagen vor der Veranda, und der Kreisphysikus, in einen schweren Pelzmantel gehüllt, entstieg demselben. Die Freunde über sein endliches Erscheinen drängte allen Ärger zurück, und ich fragte nur, warum er so lange nicht gekommen sei, wir hätten doch Montag neun Uhr früh als Termin festgesetzt. Ruhig erwiderte er: „Bei dem schlechten Wetter konnte gestern doch niemand kommen. Heute früh aber ist mein Assistent mit einer anderen Kommission gefahren, und ich selbst hatte ganz auf die Sache vergessen.“

„Das ist mir unbegreiflich!“ meinte ich.

„Warum unbegreiflich?“ fragte er naiv.

„Weil es so etwas bei uns nicht gibt“, erwiderte ich.

Die Gutsfrau hatte also recht gehabt, als sie am Vormittag äußerte, man habe mich vielleicht vergessen.

Ich erkundigte mich, ob die Gefangenen bereit seien, schickte nach dem Gendarmendienstuenden Landwehrmann, der noch im Orte war, und kehrte dann zum Kreisphysikus zurück, der sich unterdessen mit der Gutsherrin unterhalten hatte. Er fragte mich, wie viele Gräber geöffnet werden müssen, und ob es auch Einzelgräber seien. Als er vernahm, daß es sich nur um ein Grab handle, in dem zwölf Leichen seien, sagte er gelassen: „Das

dürfen wir nicht öffnen; denn es ist ein Massengrab.“ Ich tat, als ob ich den Einwand gar nicht gehört hätte, sprach von den schweren Sorgen, die uns jetzt seit zehn Monaten quälen, von der Hoffnung des wehen Mutterherzens, endlich Gewißheit über das Schicksal des Jungen zu erhalten, von meiner langen, beschwerlichen Reise, zu der ich vom Militärkommando Przemysl ausdrücklich aufgefordert worden sei. Hier unterbrach er mich und erzählte, daß das Antworttelegramm noch am Samstagnachmittag bei der Bezirkshauptmannschaft eingetroffen sei, und ließ mich das Telegramm lesen.

„Sehen Sie“, sagte ich, „in dem Telegramm steht nicht, daß Massengräber nicht geöffnet werden dürfen“, und er beruhigte sich. Inzwischen meldete der Gutsverwalter, daß alles zum Graböffnen fertig sei. Ich erhob mich und mit mir der Herr Kreisphysikus, und wir fuhren mit dem gleichen Wagen, der ihn gebracht, zum Grabe. Wir waren die ersten, die dort eintrafen; bald kamen auch vier Russen, vom Totengräber geführt. So konnte am Dienstag nachmittags halb fünf die traurige Arbeit begonnen werden, statt am Montag um neun Uhr vormittags.

Als das Holzkreuz herausgenommen wurde, sprang vom benachbarten Haus ein etwa 18jähriges Mädchen heran und zog die Blumenpflanzen aus dem Grabhügel, die wohl auch sie, um die Totenhelden zu ehren, eingesetzt hatte. Ohne ein Wort zu reden, verschwand das Mädchen wieder, nachdem es die Pflanzen sorgsam auf einem entfernten Grab niedergelegt hatte. In meiner Aufregung vergaß ich, dem Mädchen für diesen rührendartigen Beweis der Aufmerksamkeit zu danken, was ich heute noch sehr bedauere, aber hiermit aus weiter Ferne nachhole.

Zuviel ging mir damals durch den Kopf. „Was werde ich sehen in den nächsten Minuten? Wird mein Sohn wirklich in diesem Grabe liegen? Werde ich ihn erkennen? Wie werden die Leichen wohl aussehen? Werde ich stark genug sein, der Graböffnung bis zum Schlusse beizuwohnen? Werde ich den Mut haben, ins Grab zu den zwölf toten Helden hinunterzusteigen?“ Solche und andere Fragen stellte ich im Stillen an mich selbst, und ich gestehe, ich hatte Angst vor dem kommenden, ja manche Träne schlich sich verstohlen aus meinen Augen.

Unterdessen hatten die Russen begonnen, die obere Erdschicht wegzuschaufeln. Die Arbeit war nicht leicht, da der Boden völlig mit Wasser durchsetzt war, und je weiter sie hinunter kamen, desto schwieriger wurde es. Bald sanken die Schaufelnden bis an die Knie in zähem Morast, und es arbeiteten schließlich immer nur zwei, während die beiden anderen ausruhten. Zu vieren hätten sie sich auch gegenseitig gehindert. Schon stieg ein

durchdringender Leichengeruch aus dem etwa zur Hälfte geöffneten Grabe. Der Totengräber verdünnte nach Anleitung des Arztes die Karbolsäure, und ein Gefangener schüttete das Karbolwasser in die Grube und auf die ausgehobene Erde. Die vielen Neugierigen, die sich angesammelt hatten, zogen sich mehr und mehr vom Grabe zurück. Unter den Zuschauern befand sich auch einer der drei Burschen, die meinen Sohn an das Grab getragen hatten. Auch er erkannte ihn an der Photographie, ebenso ein Jude, der vom Eiereinkauf kam. Der Geruch wurde trotz Karbol immer unerträglicher, und die Gefangenen waren nicht zu beneiden. Ich ließ ihnen Zigarren und Schnaps holen, und sie arbeiteten von da ab ersichtlich lieber. Fast zwei Stunden gruben sie ununterbrochen. Es begann bereits zu dunkeln, als einer meldete, er sei auf einen Kopf gestoßen. Da hieß es vorsichtig die Schaufel gebrauchen. Endlich waren sie auf den Mänteln, die über den Leichen ausgebreitet waren, und damit waren sie fertig. Ich neigte mich über den Rand des Grabes, das zwei Meter tief war. Ganz dunkel war es da unten. Ich sah nichts als eine weiche, schmutzige Masse. Und da sollte ich hinabsteigen? Ohne Leiter ging das nicht, und unten brauchte ich Licht. Es dauerte ziemlich lange, bis beides herbeigeschafft war. Und dann stieg ich langsam und schweren Herzens zu den zwölf Toten hinunter. Drunten zündete ein Gefangener die Kerze an und leuchtete damit in den Schlamm hinein. Ich spürte es, ich stand auf Leichen. Ein Schauer durchfuhr mich. Doch sofort hatte ich mich wieder in der Gewalt und begann die Untersuchung der Köpfe. An etwas anderes war in dem wäßrigen Schlamm nicht zu denken. Der Russe aus Dünaburg, der auch etwas Deutsch sprach, legte mir einen Kopf nach dem Anderen frei. Ich hatte den ersten Kopf in der Hand, leere Augenhöhlen grinsten mir entgegen, und ich fand keine Ohren und keine Nase mehr. Etwas Fleisch war noch an den Knochen, aber es griff sich an wie dünner Brei. Ich suchte nach den Zähnen. Meine Frau hatte mir nämlich vor meiner Abreise ausdrücklich eingeschärft, nach den Zähnen zu sehen. Bertl habe ganz eigentümlich geformte Vorderzähne am Oberkiefer gehabt, genauso wie unser Töchterchen. Deren Zähne betrachtete ich daher vor der Abreise wiederholt genau und prägte mir ihre Form ein. Da ich erkannte, daß bei der schlechten Beleuchtung und dem grundlosen Boden an eine Durchsuchung der Leichen nicht zu denken sei, beschränkte ich mich auf die Betrachtung des Kopfes, speziell der Zähne. Gleich die ersten, die ich angriff, blieben mir in den Händen, und zwar der ganze Oberkiefer mitsamt den Zähnen. Es war, als ob man ein künstliches Gebiß herausnähme. Fünf hatte ich schon in der Hand gehabt, ohne die eigentümliche Zahnform meines Sohnes zu finden. Jetzt kam der sechste Kopf. Die

Form der Stirne ähnelte der meines Sohnes. Ich suchte nach den Haaren, aber ich hatte zweierlei in den Händen, schwarze und blonde. Die Haare waren wohl erhalten, aber dem Kopf ausgefallen und scheinen durch das Schaufeln durcheinander gekommen zu sein. Jetzt griff ich in den Mund. Ober- und Unterlippe waren schon weggefault. So konnte ich wiederum die Zähne leicht herausnehmen. Ich befahl dem Gefangenen, ganz nahe heranzuleuchten. Ja, es war keine Täuschung. Diese zwei Vorderzähne hatten ganz die gleiche Form wie die meines zehnjährigen Töchterleins. Schon die Stirnbildung hatte mich aufmerksam gemacht. Ich hatte also den Oberkiefer meines Sohnes in der Hand, ich stand auf seiner Leiche. Wie sein Freund Schmidinger lag auch er in der Mitte des Grabes. Ich wollte nach dem übrigen Körper suchen, da ergriff ich einen noch mit dem Strumpfe begleiteten Fuß. Unglücklicherweise fiel noch ein Stück von der Grabwand herunter und löschte die fast herabgebrannte Kerze aus. Ich sah ein, daß da nichts mehr zu machen sei, machte das Kreuzzeichen über die Toten und stieg aus der grauisgen Tiefe. Eine halbe Stunde war ich im Grabe gewesen. Sieben Uhr war es, als ich heraufkam. Den Oberkiefer meines Sohnes habe ich leider nicht mitnehmen können. Der Erdbeben hat ihn mir aus der Hand geschlagen.

Meine Kleider, meine Schuhe waren ganz durchtränkt von Leichen- und Karbolgeruch. Vor allem unterzog ich meine Hände einer gründlichen Reinigung in Karbolwasser, dann gab ich denen, die Leiter, Kerze, Schnaps und Zigarren geholt, ebenso dem Landwehrmann ein entsprechendes Trinkgeld, wofür ich verschiedene Küsse auf meine nach Karbol duftende Rechte erhielt. Dem Kreisphysikus, dessen Aufgabe nicht gerade schwierig gewesen, meldete ich nun, daß ich fertig sei. Noch einen letzten Blick warf ich auf das Grab hinunter zu den toten Helden, dann setzte ich mich auf den Wagen, und rasch ging es dem Meierhofe zu.

Unterwegs fragte mich der Kreisphysikus, warum ich meinen Sohn nicht in den Kirchhof transferieren lasse. „Weil mir die polnischen Friedhöfe nicht gefallen“, antwortete ich. Das leuchtete ihm nicht recht ein, er hielt die Friedhöfe für sehr schön, besonders den von Brzozów, von dem ich schon gesprochen. Ich schaute sie eben mit anderen Augen an als der Einheimische. Im Gutshofe wurden wir von der gnädigen Frau bereits erwartet, und teilnahmsvoll erkundigte sie sich nach dem Ergebnis der Graböffnung. Während der Kreisphysikus sich durch eine Tasse Tee erwärmte, fragte ich, was der Termin koste. Die Taxe sei 22 Kronen, sagte er. Durch den Gutsverwalter ließ ich die vier Gefangenen für ihre mühevollen Arbeit entschädigen. Im Ganzen kostete mich die Graböffnung 45 Kronen.

Abschied und Heimfahrt

Nachdem der Kreisphysikus mit dem Wagen, der ihn gebracht hatte, abgefahren war, verbrachte ich den Abend in Gesellschaft des Verwalters Pobowski und der Gutsherrin. Diese machte mir den Vorschlag, den nächsten Tag noch in Trzesniów zu bleiben. Aber so gerne ich in dem gastlichen Hause verweilte und so dankbar ich das liebevolle Entgegenkommen empfand, die Pflicht rief mich nach Hause, von wo ich ohnehin schon länger fort war, als ich ursprünglich gerechnet hatte. Gerne übernahm der Gutsverwalter die Ausführung meines Wunsches, über dem Grab meines Sohnes ein Eichenkreuz wie jenes über Schmidingers Grab zu errichten, und die Gutsherrin versprach, für würdigen Schmuck dieser beiden Gräber stets zu sorgen.

Mit dem Frühzug um sechs Uhr wollte ich in Rymanow abfahren. Um diesen zu erreichen, mußte ich um vier Uhr aufstehen. Ich wollte mich daher noch am Abend verabschieden, aber Frau von Kwolewski erklärte, trotz meines Widerspruches, sie werde am nächsten Morgen sicher da sein und mir den Kaffee einschenken.

Die ergreifenden Eindrücke dieses Tages ließen mich kaum schlafen, und ich war lange vor vier Uhr wach, als der alte Diener mich weckte. Und richtig, bald erschienen auch die gnädige Frau und der Gutsverwalter. Herzlich dankte ich für die liebevolle gastfreundliche Aufnahme, die ich im Hause von Kwolewski gefunden, durch die mir meine schwierige Aufgabe wesentlich erleichtert wurde. Ich werde die edlen Menschen stets in dankbarer Erinnerung behalten.

Draußen wartete bereits der Wagen. Nach einem herzlichen Abschied von der Gutsherrin, die in echt weiblicher Sorge nicht vergessen hatte, mir noch Mundvorrat für die Reise mitzugeben, bestieg ich den Wagen, und hinaus ging es in den frischen Morgen. Rechts von der Straße schaute das noch offene Grab meines Sohnes herüber. Am Abend waren die Leichen nur zugedeckt worden, heute sollte das Grab wieder ganz geschlossen werden. Schmerzendes Weh erfüllte mich abermals, als ich den letzten Abschiedsgruß hinüberwinkte. „Schlaf wohl, du Guter, Tapferer, bis wir uns wieder sehen!“ sprach ich bei mir. Jetzt erblickte ich auch Schmidingers Grab. Auch ihm weihte ich ein Memento, auch von ihm nahm ich Abschied. Der Wagen aber eilte über das Schlachtfeld vom 8. Mai 1915, über dem jetzt friedlich die Lerchen sangen. Von der Höhe über Bzianka schaute ich noch einmal zurück ins Wisloktal, auf die Felder, über welche meines Sohnes letzter Marsch ging. – Der Zweck meine Reise war erreicht. Die quälende Ungewißheit über das Schicksal meines Sohnes hatte ein Ende. Ich hatte die bittere, aber gleich-

wohl befreiende und erlösende Gewißheit seines Todes, und weiß sein Grab. Ohne meine Reise nach Polen wäre er ewig verschollen geblieben, niemand hätte mir je über ihn Auskunft geben können, und ein wehmütiger Schmerz darüber hätte zeitlebens mein Herz gequält.

In Jaslo hatte ich einen zweistündigen Aufenthalt. Diesen benützte ich, um an den Raphael-Redakteur zu telegraphieren, ihn von dem Resultat meiner Reise in Kenntnis zu setzen und zu ersuchen, meine Familie, die sich noch immer mit der stillen Hoffnung trug, daß Bertl vielleicht als russischer Gefangener noch lebe, entsprechend auf meine persönlichen Berichte vorzubereiten. Das Telegramm wurde erst nach Vorzeigung meines Passes angenommen. Statt über Stroze fuhr ich diesmal über Rzeszow. Bis zu dieser Stadt folgte die Bahn dem Laufe des Wislok. In Rzeszow, dessen Bahnhof fast ganz zerstört war, jetzt aber so ziemlich wieder aufgebaut ist, kommt man auf die Hauptlinie Lemberg-Krakau. Die Heimreise erfolgte ohne besondere Zwischenfälle.

Nach 40stündiger ununterbrochener Fahrt langte ich am 30. März abends sechs Uhr wieder in Donauwörth an. Zwölf Tage war ich abwesend, sieben Tage nahm die Eisenbahn in Anspruch, 5 Tage verbrachte ich in Hakzów, Brzozów und Trzesniów. Vieles habe ich gesehen und erlebt, unauslöschlich werden mir die Eindrücke sein.

Gott sei Dank, ich hatte alle Strapazen und seelischen Aufregungen glücklich überstanden. Mögen sie sich nicht am ältesten Sohne, der an der Somme im Feuer steht, wiederholen! Am 10. April wurde der Seelengottesdienst für meinen gefallenen Helden unter zahlreicher und wohlthuedster Teilnahme der Stadt, meiner Kollegen und Freunde abgehalten und dem, den ich lange suchte und endlich fand, alle Ehren erwiesen, auf die ein tapferer Soldat, der für uns gestorben, rechnen kann.

Mit dem Kriegsfreiwilligen Karl Dankwart Zwerger aber kann ich in seinem wehmütigen Liede singen:

Ich hab' ein Hüglein im Polenland
Und weiß jetzt, wo es steht;
Ich weiß auch, daß ewig an seinem Rand
Meine Liebe pilgern geht.

Einsames Grab.
Zwei Heldenvätern gewidmet.
Hugo Löbmann.

1. Tenor.
2. Bass.

1. Ich hab' ein Hüglein im Polenland, und weiß jetzt, wo es steht.
2. Ich hab' ein Hüglein im Polenland, und weiß jetzt, wo es steht.
3. Ich hab' ein Hüglein im Polenland, und weiß jetzt, wo es steht.

1. Ich hab' ein Hüglein im Polenland, und weiß jetzt, wo es steht.
2. Ich hab' ein Hüglein im Polenland, und weiß jetzt, wo es steht.
3. Ich hab' ein Hüglein im Polenland, und weiß jetzt, wo es steht.

1. Ich hab' ein Hüglein im Polenland, und weiß jetzt, wo es steht.
2. Ich hab' ein Hüglein im Polenland, und weiß jetzt, wo es steht.
3. Ich hab' ein Hüglein im Polenland, und weiß jetzt, wo es steht.

Hugo Löbmann (Komponist), *Einsames Grab. Zwei Heldenvätern gewidmet.*